

EMIL ALEXANDER LORENZ  
ANDERS

**Erinnerungen des weil. Universitäts-  
Bibliothekars zu Dorpat Emil Anders : nebst  
einer Biographie und Charakteristik des  
Verfassers**

Reval : [s.n.]  
1892

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

## More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

# Erinnerungen

des weil. Universitäts-Bibliothekars zu Dorpat

## Emil Anders

nebst einer Biographie und Charakteristik des Verfassers

herausgegeben

von

L. v. Schroeder.

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

64241

(Separatabdruck aus Band XXXIV, Heft 1—5 der „Baltischen Monatschrift“,  
Januar — Mai 1892.)



Reval, 1892.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Доволено цензурою. Ревель, 22-го Мая 1892 г.





## Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840)

nebst einer Biographie und Charakteristik des Verfassers, herausgegeben von  
L. v. Schroeder.

**E**s ist bald ein Lustum her, seit der ehemalige Bibliothekar der dorpater Universität Emil Anders, fern von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit als hochbetagter Greis seine Augen für immer geschlossen. Mit ihm wurde einer der besten und edelsten Männer, die in baltischen Landen gelebt und gewirkt, einer der treuesten Söhne Dorpats zu Grabe getragen, der mit dem Leben und Treiben der Musenstadt am Embachstrand seit dem Beginn des Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein so vertraut war, wir kaum ein Anderer, und der diese Stadt und das ganze baltische Land heiß und innig liebte mit der ganzen Kraft seines liebevollen Herzens; ein Mann, der durch pflichtgetreue Erfüllung seiner beruflichen Arbeit, durch Reinheit des Charakters und Adel der Gesinnung Anderen ein leuchtendes Vorbild gewesen; der während seines langen Lebens unter uns so viel Liebe und Freundschaft genossen, wie nur Wenige, und der diese Liebe und Freundschaft auch wie nur Wenige verdiente.

Als er starb, haben die Zeitungen unseres Landes seiner in ehrenvollen Worten des Nachrufs gedacht, und manches Blatt der Erinnerung ward auf dem Grabe des hochverdienten Mannes niedergelegt. Aber seine seltene Persönlichkeit ebensowohl, wie seine großen Verdienste um eines der wichtigsten Institute unserer Landesuniversität mußten es als eine fast selbstverständliche Forderung der Pietät erscheinen lassen, daß solche Erinnerungsblätter gesammelt an einer Stätte niedergelegt würden, wo sie als bleibendes Denkmal dessen, was dieser Mann einst gewesen, vor der Gefahr gesichert sind, als

lose Blätter von dem Winde verstreut zu werden und der Vergessenheit anheimzufallen. Das sprechend ähnliche, schöne Bild des Verstorbenen, vom Maler Bogatzky in Petersburg gemalt, das uns den Greis im reichen Schmuck des schneeweißen Haares und Bartes zeigt, ist an der Stätte seiner langjährigen Arbeit, in der dorpater Universitätsbibliothek, zu dauerndem Gedächtniß aufgestellt. Kein anderer Ort aber dürfte wohl so dazu angethan sein, das Bild seines Lebens aufzunehmen, kein Organ so sehr dazu berufen, das Andenken eines der besten Söhne baltischer Lande zu erneuern, als die „Baltische Monatschrift“

Zu solcher Erneuerung des Andenkens an Emil Anders liegt aber jetzt noch ein besonderer und zwar ein sehr erfreulicher Anlaß vor.

Anders hat in den letzten Jahren seines langen Lebens auf wiederholte Bitte und Anregung von Seiten seiner Freunde und Verwandten die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen begonnen, und das umfangreiche Manuscript dieser Erinnerungen ist zusammt den übrigen hinterlassenen Papieren des hochverehrten väterlichen Freundes dem Schreiber dieser Zeilen von den Söhnen des Verstorbenen behufs literarischer Verwerthung anvertraut worden. Außer den erwähnten Aufzeichnungen der letzten Jahre finden sich unter diesen Papieren: 1) eine größere Anzahl zum Theil sehr schöner Gedichte und wohlgelungener metrischer Uebersetzungen aus fremden Sprachen, insbesondere aus dem Russischen und Französischen; 2) die Schilderung einer im Jahre 1822 ausgeführten Reise nach St. Petersburg; 3) sechs wohl- ausgearbeitete, inhaltreiche Vorträge, von denen die ersten drei Schiller, Jean Paul und Shakespeare behandeln, während die letzten drei der geschichtlichen Johanna von Orleans gewidmet sind.

Die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen hat Anders leider etwas zu spät unternommen. Der 80jährige Greis war nicht mehr im Stande, den reichen Schatz, der in seinem Gedächtniß ruhte, in ganzer Fülle schriftlich zu fixiren. Er begann naturgemäß mit der Schilderung seiner Kindheit und Jugendjahre, kam aber nur bis in die erste Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an der dorpater Universitätsbibliothek; überhandnehmende Schwäche des Alters und der schließlich eintretende Tod verhinderten ihn daran, weiter fortzufahren. Es ist nur ein Bruchstück dieses langen und reichen Lebens, das uns die „Erinnerungen“ vorführen. Ferner war dem Verstorbenen nicht mehr möglich, das vorliegende Manuscript in eine druckfertige Form zu bringen; er hat die Feder mitten in der Arbeit niedergelegt. So ist dem Schreiber dieser Zeilen die Thätigkeit eines Redacteurs der Andersschen Erinnerungen zugefallen. Manches war da zu feilen und zu glätten, Manches mußte ausgeschieden, Manches anders geordnet werden, als es von Anders' Hand geschrieben vorlag; aber die Arbeit war keine

unfruchtbare, sie war lohnend und genüßreich, und der Schreiber dieser Zeilen bekennt gern, daß es ihm, ganz abgesehen von der Pietätsempfindung, die ihn dazu trieb, eine wirkliche Freude gewesen ist, diese Arbeit auszuführen; denn es sind ansprechende, höchst interessante Schilderungen aus dem alten Dorpat, in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts (etwa 1810 bis 1840); manche längst dahin gegangene Persönlichkeit erscheint in lebendigen, charakteristischen Zügen vor unseren Augen; manche Sitte, manche Einrichtung der alten Zeit taucht vor uns auf. Diese Bilder aus dem alten Dorpat sind mit warmer Liebe entworfen, mit feinem Sinn, mit der richtigen Empfindung für das, was damals gut war, aber durchaus ohne Ueberschätzung der „guten alten Zeit“ Die Schilderung enthält gar manche culturhistorisch und namentlich localhistorisch interessante Mittheilung, und — last not least — ein goldener Humor durchzieht und würzt das Ganze.

Hier steht der „alte Anders“ in derjenigen Eigenschaft vor uns, die stets besonders an ihm hervortrat und nicht wenig zu der großen Beliebtheit beigetragen, deren er sich während seines ganzen Lebens erfreut hat: als lebenswürdiger Erzähler, vor Allem Erzähler aus der „alten Zeit“

Ein hervorragender Zug in Anders' Charakter war seine treue Liebe und Anhänglichkeit an die baltische Heimath und speciell an seine Vaterstadt Dorpat, mit welcher er ganz verwachsen war. Hier an dem Orte seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen, seiner Mannesjahre und Amtswirksamkeit interessirte ihn Alles und Jedes. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen eine unvergeßliche und rührende Erinnerung, wie der alte, fast achtzigjährige Mann bei seinem letzten Besuche in Dorpat, im August des Jahres 1884, alle Straßen und Plätze der Stadt aufsuchte, um überall das Alte wieder zu begrüßen, das Neugewordene in Augenschein zu nehmen. „Hier interessirt mich jede Veränderung, jedes neue Haus — äußerte er — und von jedem Hause, von jedem Plage könnte ich Euch Geschichten erzählen.“

Mit der Vergangenheit Dorpats und speciell der Universität, mit der Geschichte unserer localen Gesellschaft aufs Nächste vertraut, unerschöpflich reich an Personalkenntniß, mit einem treuen Gedächtniß auch für das kleinste Detail ausgestattet, war er für die Jüngeren geradezu eine lebendige Chronik der Stadt und der Universität. Dabei hatte er in hervorragendem Grade die Gabe, in charakteristischen Zügen das Bild vergangener Zustände und einst hier lebender Persönlichkeiten vorzuführen, und verstand es, solche Schilderungen durch Hervorhebung manches heiteren, launigen Zuges in lebenswürdiger Weise zu würzen. Aber so gern er auch von der Vergangenheit sprach und erzählte — er hing nicht an ihr mit irgend welchen sentimentalen Empfindungen. Er freute sich des Fortschritts und nahm bei dem Rückblick in die Vergangenheit gern die Gelegenheit wahr, die glücklichen

Besserungen der späteren Zeit hervorzuheben. Nie, auch im höchsten Alter nicht, klagte er über die entschwundene gute alte Zeit. Als echter Idealist blieb er frisch und begeisterungsfähig für alles Gute, was die neue Zeit mit sich brachte und freute sich dessen mit vollem Verständniß.

Alle diese Eigenschaften von Anders treten in den „Erinnerungen“ mehr oder weniger deutlich hervor und können nicht verfehlen, dieselben zu einer überaus anziehenden Lectüre zu machen, vor Allem für einen Jeden, der, in baltischen Landen erwachsen, ein speciellcs Interesse für Dorpat und für die Universität hat. Allerdings wird Derjenige, der die humoristischen Geschichten aus alter Zeit noch aus Anders' eigenem Munde zu hören das Glück hatte, den charakteristischen Vortrag des Erzählers, sein Mienenspiel und seine Gesten vermissen. Anders verstand es in hohem Grade, die Stimme, den Dialekt, die Eigenart des Sprechens der vorgeführten Persönlichkeiten nachzuahmen, und dies Talent trug nicht wenig dazu bei, seine Geschichten lebendig und anziehend zu machen. Das ist mit dem lebenswürdigen Erzähler unwiderbringlich in's Grab gesunken. Aber auch ohne das werden die „Erinnerungen“ unfraglich allgemein interessieren und fesseln.

Eine ganz andere Seite von Anders' Persönlichkeit tritt uns in seinen hinterlassenen Gedichten entgegen, von denen wir eine kleine Auswahl mit den nothwendigen Erläuterungen den Erinnerungen als gewiß nicht unwillkommene Ergänzung folgen lassen wollen. Hier zeigt sich Anders als eine tief empfindende poetische Natur, mit der Gabe, seiner Empfindung den entsprechenden Ausdruck in Worten zu verleihen, und durchaus die poetische Form beherrschend. Insbesondere eine größere Anzahl Sonette dürfen als wirklich schöne Gedichte bezeichnet werden, die der Veröffentlichung durchaus werth sind. Mit diesen poetischen Schöpfungen war Anders ungemein zurückhaltend. Die wenigsten seiner Freunde haben dieselben gekannt, und selbst seinen Kindern hat er bei Lebzeiten nicht Alles mitgetheilt. Es hing dies mit einem stark ausgeprägten Zuge seines Charakters zusammen, seiner außerordentlich großen Bescheidenheit, die ich nicht ansetze eine übergroße zu nennen, wenn sie auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn in dem Kreise der Freunde, mit denen er lebte, so ungewöhnlich beliebt zu machen. Er dachte nicht groß von seinen Gaben, seiner Befähigung für wissenschaftliche oder dichterische Production. Sein Ideal, das er schon als Jüngling, ja als Knabe, mit leidenschaftlichem Enthusiasmus erfaßte, dem er mit der ganzen Energie seines Wesens während seines langen Lebens zustrebte, es war daselbe, das wir auch als Ideal der großen Blüthezeit unserer Literatur bezeichnen müssen, in welche Anders' Kindheit und Jugendzeit noch hinein fällt: das Ideal einer möglichst umfassenden Ausbildung der gesammten Persönlichkeit nach Maßgabe ihrer Kräfte, einer wahrhaft humanen Bildung,

die Wissenschaft und Kunst, so weit dies irgend erreichbar, allseitig zu erfassen strebt<sup>1</sup>.

Wie klar dieses Bildungsideal ihm schon in jungen Jahren vor den Augen stand, mit welcher Begeisterung er sich demselben weihete, dafür legt ein schönes Zeugniß ab die Beschreibung der Reise nach St. Petersburg im J. 1822. Als Anders diese Reise machte, war er ein junger Mann von 16 Jahren. Die bald darauf entworfenen Schilderung derselben offenbart eine geistige Reise, die auf dieser Altersstufe durchaus überraschend und ungewöhnlich genannt werden muß; sie lehrt uns ferner die feine Beobachtungsgabe des jungen Mannes kennen, zeigt ihn in hohem Grade vertraut mit der Kunst des schriftlichen Ausdrucks, die in jener Zeit noch sehr gepflegt wurde, und wirkt überaus erwärmend durch den an vielen Stellen deutlich hervortretenden Enthusiasmus für das oben bezeichnete Ideal. Aus der Schilderung dieser Reise muß Jedermann den Eindruck gewinnen, daß er hier eine geistig bedeutende Persönlichkeit vor sich hat, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es ein Jüngling ist, der so beobachtet und sowohl inhaltlich als auch formell so vorzüglich schildert. Auch diese Arbeit gedenken wir ganz oder theilweise späterhin den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen.

Wieder von einer anderen Seite lernen wir Anders durch die Vorträge über Schiller, Jean Paul und Shakespeare kennen, die bei Gelegenheit der Säcularfeier dieser Dichter in den Jahren 1859, 1863 und 1864 gehalten wurden. In diesen Vorträgen, die er im reifsten Mannesalter ausgearbeitet, tritt uns Anders als feiner Kenner der Literatur, als verständnisvoller Verehrer der großen Dichter entgegen; und der Umstand, daß er es war, dem man drei Mal an so bedeutsamen Tagen die Festrede übertrug, legt deutlich Zeugniß dafür ab, daß er in dem literarischen Leben der Stadt Dorpat eine leitende Stellung einnahm. Alle drei Vorträge sind im Locale der Ressource vor einer größeren Versammlung Gleichgesinnter gehalten, und mancher ältere Dorpatenser erinnert sich noch heute gern jener interessanten Stunden. Die drei Vorträge „über die geschichtliche Johanna von Orleans“, von gründlichen Studien zeugend, wurden im Jahre 1868 im dorpater Handwerkerverein gehalten.

Anders' Leben war keineswegs durch bedeutende Ereignisse und Erlebnisse ausgezeichnet; es spann sich dasselbe in seltener Ruhe und Stetigkeit ab in dem gleichen Kreise der amtlichen Arbeit, des geselligen und des Familienlebens; aber innerhalb dieses Kreises war es ein ungewöhnlich reiches, ein schönes und fruchtbares Leben.

Emil Alexander Lorenz Anders wurde den 18. Mai

<sup>1</sup> Im deutlichen Gegensatz zu der heute durchaus vorherrschenden specialistischen Fachbildung.



d. J. 1806 in Dorpat geboren, als Sohn des damaligen Kreis Schulinspectors, nachmaligen Bibliotheksecrätärs Carl Samuel Anders. Er besuchte zuerst die Kreisschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog i. J. 1823 die Universität daselbst, um sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Während der bis zum Jahre 1826 dauernden Studienzeit beschäftigte er sich aber hauptsächlich mit altklassischer Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ Nichtsdestoweniger absolvirte er das juristische Studium als Candidat. Schon am 1. Mai d. J. 1826, nach kaum vollendetem Triennium wurde Anders als stellvertretender Bibliothekar-Gehilfe bei der dorpater Universitätsbibliothek angestellt. Im Juni des Jahres 1835 erhielt er die Stellung des Bibliotheksecrätärs und im December 1860 diejenige des Bibliothekars, welches Amt er bereits seit dem 21. Nov. 1842 neben den amtlichen Obliegenheiten des Bibliotheksecrätärs verwaltet hatte. Er leitete die dorpater Universitätsbibliothek bis zum 13. Oct. 1871, an welchem Tage seine Emeritirung erfolgte. Anders lebte hierauf noch einige Jahre in Dorpat, um dann zuerst zu seiner ältesten Tochter, der Gräfin Magda von Stenbock, auf das Gut Rolk in Estland, später nach St. Petersburg überzusiedeln, wo er im Kreise seiner Kinder einen schönen Lebensabend verbrachte und am 13. April d. J. 1887 im fast vollendeten 81. Lebensjahre starb.

Die berufliche Arbeit seines langen Lebens hat Emil Anders, wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, ausschließlich ein und demselben Institute gewidmet — einer Anstalt, die dazu bestimmt ist, dem heiligen Feuer der erkenntnißsuchenden Forschung beständig neue Nahrung zuzuführen, und die nicht wenig dazu beiträgt, Dorpat zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Arbeit in baltischen Landen zu machen — der Bibliothek unserer Universität. Des Amtes, das ihm hier geworden, hat er mit seltener Treue gewartet.

Will man Anders' Verdienst um die Universitätsbibliothek recht er-messen und würdigen, so muß man sich von Männern aus jener alten Zeit erzählen lassen, wie es vor ihm mit diesem Institute bestellt gewesen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt. Als er — zunächst als Gehilfe seines Vaters, des damaligen Bibliotheksecrätärs C. S. Anders — in jungen Jahren die Arbeit an der Bibliothek begann, war es mit dieser noch gar dürftig bestellt. Es existirte noch kein Katalog, die Bedienung war eine höchst mangelhafte, ja kaum vorhanden. Jedes Buch, das verlangt wurde, mußte Anders selbst auffuchen, herbeiholen, aufschreiben und jedes zurückgebrachte wieder ausreichen und auf's Repositorium zurücktragen — eine Arbeit, deren Beschwerlichkeit nur Wenige ganz zu ermessen vermögen. Dann begann die Arbeit der Katalogisirung. Von den noch vorhandenen alten

systematischen Katalogen ist der juristische — ein mächtiger Folioband — von Anders nach eigenem Plane angelegt und durchweg von seiner Hand geschrieben; die anderen Bände wurden unter Morgensterns Leitung von verschiedenen Personen geschrieben, doch auch in ihnen begegnet man überall Anders' Handschrift. Von dem später unternommenen Zettelkataloge ist der der sog. Morgensternschen Bibliothek wiederum durchgängig von Anders selbst geschrieben. Rastlos, unablässig arbeitete er zum Nutzen der Bibliothek; in ihrem Dienste war er unermüdllich. Er that nicht nur, was die Pflicht gebot; er that weit mehr, denn ihm war die Bibliothek an's Herz gewachsen. Gegenüber den Besuchern derselben war er stets freundlich und dienstbereit, aber auch sehr bestimmt und energisch, wenn es galt, das Interesse des ihm anvertrauten Instituts zu wahren. Fünfundvierzig Jahre lang (1826 bis 1871) hat er demselben gedient; standen ihm auch später bei dieser Arbeit sehr tüchtige Kräfte zur Seite, so ist es doch nicht zu viel, wenn man sagt: durch ihn und unter ihm ist die Bibliothek emporgewachsen und zu dem geworden, was sie gegenwärtig darstellt.

Aber die Last der Berufsarbeit war nicht im Stande, ihn daran zu hindern, seiner eigenen geistigen Weiterbildung zu leben. Mit staunenswerther Arbeitskraft und Frische, mit seltenem Eifer wußte er sich eine so umfassende Bildung anzueignen, wie sie nur selten gefunden wird. Von Hause aus Jurist, hatte er sich bald der klassischen Alterthumswissenschaft zugewandt und bevorzugte weiterhin in langjähriger Arbeit die sprachlichen, literarischen, ästhetischen, historischen und geographischen Studien. Für das klassische Alterthum war und blieb er begeistert. Er hatte von der griechischen und römischen Literatur viel gelesen, unterrichtete mit Vorliebe auf diesem Gebiete und vertrat bis in sein höchstes Alter jedem etwaigen Angriff gegenüber energisch und aus vollster Ueberzeugung die klassischen Studien als die Grundlage unserer Bildung. Dabei beherrschte er von den neueren Sprachen das Russische, Englische, Französische und Italienische, und zwar in gründlichster Weise. Zum Studium der russischen Sprache und Literatur wurde er als Student durch einige russische Freunde und Altersgenossen, vor Allem den Dichter Jaskow und dessen Freund Tatarinow, angeregt, und bald schwärmte er für Puschkin und die romantische Schule der Russen; dies führte ihn dann auch zu weiteren umfassenderen Studien auf dem Gebiete der russischen Literatur. Später lernte er das Englische kennen, und die Vertiefung in die englische Literatur nahm ihn viele Jahre so sehr in Anspruch, daß alles Andere dem gegenüber in den Hintergrund trat. Für die deutsche klassische Literatur schwärmte er seit der Zeit, wo er als Knabe in einem Holzstall im Hofe des elterlichen Hauses über Schillers Jungfrau von Orleans Ströme von Thränen vergossen hatte. Zum Studium des

Französischen war er früh durch den Vater angeregt worden, welcher mit der französischen Sprache und Literatur sehr vertraut war und sich besonders mit der französischen Aufklärungsliteratur beschäftigte. Das Italienische hatte er zuerst als Vorbereitung zu einer Reise nach Italien erlernt und gleich mit der ihm eigenen Gründlichkeit betrieben.

Vermöge dieser umfassenden Bildung und des lebendigen Interesses, mit welchem er alle neuen Erscheinungen von Bedeutung erfaßte, gehörte er in literarischer Hinsicht zu den anregendsten Persönlichkeiten der Stadt Dorpat. Er las gern und oft vor, und es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören; denn er las höchst ausdrucksvoll, mit einer Kraft und Wärme der Begeisterung, die unwillkürlich fortriß. Stets durch eine bedeutende Dichtung, die er vorlas, selbst tief innerlich erfaßt und bewegt, theilte er seine Empfindung unwillkürlich auch dem Zuhörenden mit, und darin lag das eigentliche Geheimniß, das den Zauber seines Vorlesens ausmachte. Auch noch als Greis im schneeeigen Haar hatte er sich diese Kraft der Begeisterung, die Andere mit fortriß, erhalten.

Ein Jahre lang dauernder Leseabend und ein englisches Kränzchen welchem namentlich auch eine Reihe von Professoren angehörten, waren Mittelpunkte dieser Interessen, und bei festlichen Gelegenheiten literarischen Charakters mußte Anders, wie wir schon gesehen haben, wiederholt den Redner machen, so wenig er es im Ganzen liebte, mit seiner Person an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die große Beliebtheit, deren sich Anders andauernd erfreute, war aber nicht blos in seiner umfassenden literarischen und humanen Bildung, in seinem Vorlesertalent, seiner Unterhaltungsgabe begründet, sondern sie beruhte in nicht geringerem Grade auf der seltenen Reinheit seines Charakters, dem Adel seiner Gesinnung, der Treue und Zuverlässigkeit seines Wesens, der Wärme und Unwandelbarkeit seiner freundschaftlichen Empfindung. Sonst überaus wohlwollend und tolerant, haßte er doch Eins: kleinliche Gesinnung und engherzige Philisterhaftigkeit. „Das denkt wie ein Seifenfieder,“ pflegte er in solchem Anlaß wohl zu sagen. Seiner lebenswürdigen Bescheidenheit ist bereits früher gedacht worden. Dabei aber war er ein durchaus furchtloser Mann, muthig und fest auch Höhergestellten gegenüber und doch ohne jede Schrofheit und Härte — eine selten glückliche Mischung des Wesens, die ihm durch manche Schwierigkeiten des Lebens hindurch half und ihn zu einem Vertrauensmanne selbst derjenigen Vorgesetzten machte, mit denen Andere nur schwer sich abzufinden mußten.

Zu Anders' näherem Freundeskreise gehörten der bekannte hochverdiente Dr. med. Jaehmann, der allgemein beliebte und verehrte Professor der Medicin Johann Erdmann, der nicht minder ausgezeichnete Professor und

praktische Arzt Piers Walter, der Dr. med. Vogelsang, Anders' Vetter, der Dr. Fr. Brock, der Professor der Geschichte Carl Rathlef, der Gouvernements-Schuldirector Julius von Schroeder, der Professor der Nationalökonomie Eberhard Friedländer, der nachmalige berliner Professor Carl Reichart, der geistvolle Kunstgelehrte Carl von Kiphart, der spätere Professor der Landwirthschaft Carl von Hehn, der feingebildete Franzose Pezet de Corval, ein Emigrant von vornehmer Geburt, der lebenswürdige Alexander von Kennenkampff, der durch literarische Interessen ausgezeichnete ehemalige Director des Veterinärinstituts Jessen; der Kreisfiscal Ed. v. Kieckhoff, der Dr. med. Schönfeldt und der Besitzer von Choudleigh, von Wilcken, — drei echte alte Burschenschafter aus Anders' Zeit; ferner der Professor Ed. Osenbrüggen, der Dichter Carl von Stern, der Naturforscher und Dichter Alexander von Schrenck, der Dr. med. G. Bröcker u. A. m.

Schlicht und anspruchslos war Anders' Lebensführung, aber die oben geschilderten Charaktereigenschaften und der gediegene geistige Inhalt, die anregende Fähigkeit seiner Person zogen viele Freunde in das bescheidene Haus am Fuße des Tschellerschen Berges.

Anders lebte in glücklichster Ehe mit seiner Frau Pauline, geb. Gräfin Stenbock, Tochter des Grafen Johann Dieblich Stenbock. Die Liebe zu ihr erfüllte sein Leben, sie hat ihn zu den schönsten seiner Gedichte begeistert. Als sie ihm wenige Jahre vor seinem Tode entrisen wurde, war er ganz gebrochen und konnte sich von dem schweren Verluste nie mehr erholen. An seinen Kindern erlebte er viel Freude. Die beiden Söhne leben gegenwärtig in angesehener Stellung in St. Petersburg, beide Töchter sind glücklich verheirathet. Das Verhältniß zwischen dem Vater und den Kindern war ein ungewöhnlich inniges, es hat wie milder wärmender Sonnenschein die letzten Lebensjahre des Greises verschönt. Er brachte dieselben im Kreise seiner Kinder zu, und in dieser Zeit schrieb er die „Erinnerungen“





Die Erinnerungen meines Lebens schriftlich aufzuzeichnen, bin ich von Verwandten und Freunden öfters aufgefordert worden, weil ich, mit einem glücklichen Gedächtniß begabt, gar oft in der Unterhaltung die Vergangenheit Dorpat's, den ehemaligen Zustand der Stadt und manche lange verschwundene Persönlichkeit lebendig zu schildern wußte. Aber mein eigenes Leben ist so schlicht und einfach dahingegangen, daß es an die Gellertsche Fabel von dem Greise erinnern könnte, die so hochtrabend anfängt: „Von einem Greise will ich singen“ 2c. und auf die Worte hinausgeht: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Dieser letzte Act steht mir noch bevor; in meinem 80. Lebensjahre kann er mir sehr nahe sein, obwohl ich mich noch bei leidlicher Gesundheit, geistig fast rüstiger als körperlich fühle; und wenn mich mein letztes Stündlein in dem Zustande antrifft, in dem ich mich jetzt befinde, kann ich mit Dank gegen Gott und Menschen vom Leben scheiden. Großes habe ich auf Erden nicht erreicht, aber auch nicht erstrebt. Ohne Unternehmungsgeist und meiner eigenen Mangelhaftigkeit mir bewußt, habe ich nur die gegebenen Verhältnisse gewissenhaft und würdig zu benutzen als meine Aufgabe zu betrachten gelernt. Und wenn ich hier und da verkannt worden, so hat man mich auch oft überschätzt und das Letztere hat mich empfindlicher getroffen, als das Erstere. Ich schwärmte früh für eine gewisse Ausgleichungstheorie auf Erden, suchte dieselbe wenigstens gern auf mein eigenes Leben anzuwenden, und es schien mir selbst göttlich, zu lieben, ohne wiedergeliebt zu werden. Aber ich will hier in meinen Betrachtungen nicht vorgreifen und in meine Kindheitsjahre zurückgehen.



Meine ersten Erinnerungen lassen mich glauben, daß ich in dem meinen Eltern gehörigen Hause geboren bin, welches ich später lange und bis vor wenigen Jahren als mein eigenes besessen habe<sup>1</sup>. Es war im Jahre 1801 erbaut worden, und mein Vater hatte es acquirirt, als es noch nicht vollendet war. Mein Großvater väterlicherseits, als Jurist aus Nordpreußen nach Dorpat eingewandert, war vor meiner Zeit gestorben und soll in den letzten Jahren selbst für die Seinigen unzugänglich gewesen sein. Meine väterliche Großmutter erreichte ein höheres Alter und war eine allgemein geachtete, von Kindern und Kindeskindern sehr geliebte Frau, Mutter von fünf Söhnen und einer Tochter. Die Verhältnisse bedingten es, daß nur einer der Söhne im Auslande studiren konnte, und zwar mein Vater als der älteste derselben. Der zweite Sohn wurde in der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg erzogen, die drei jüngsten Söhne traten ins Militär; die Tochter, die weder zu der Mutter, noch zu den Brüdern ein rechtes Verhältniß zu finden wußte, hatte in Dorpat einen Kaufmann und Rathsherrn geheirathet, lebte aber schon in meinen Kinderjahren nicht mehr hier. Mein Vater<sup>2</sup>, der die damalige höhere Kreisschule unter dem Rector Ewers durchgemacht, der später Professor der Dogmatik an der dorpater Universität war, hatte in Jena Jura studirt und wußte viel von diesem Aufenthalte und vom nahen Weimar zu erzählen. Er hatte auch bei Schiller Geschichtsvorträge gehört, die sehr fesselnd waren, bisweilen aber, wenn der damals schon kränkelnde Dichter unvorbereitet seine Vorlesung begann, wohl auch mangelhaft ausfielen. Mein Vater war eine ganze Woche lang in jener Zeit jeden Abend zur Redoute nach Weimar gegangen und erst am anderen Morgen vom Tanz zurückgekehrt, direct ins Collegium, um keine Vorlesung zu versäumen. Ein altes Fräulein, damals jung, schön und sehr gefeiert, auch von ihm, besuchte nach einer Reihe von Jahren mein elterliches Haus und, als mein Vater gar angenehme Jugenderinnerungen in ihr erweckte, kokettirte sie dabei noch etwas schelmisch, was sich bei ihren stark gealterten Zügen gar drollig ausnahm.

Nach einem von meinem Vater aufgelösten Verhältniß mit einem sehr geistreichen jungen Mädchen aus namhafter Familie heirathete er die Tochter

<sup>1</sup> Gegenwärtig dem Rathsherrn Bärtels gehörig, Botanische Str. N. 5. D. H.

<sup>2</sup> Der Vater, Carl Samuel Anders, war geb. zu Dorpat den 24. April 1768 und starb den 30. Mai 1835. Ueber sein Leben wie seinen Charakter geben die Erinnerungen Aufschluß. Bemerkt zu werden verdient hier aber noch, daß der Sohn, Emil A., obgleich im Allgemeinen sehr abweichend beanlagt, doch einige Eigenschaften von dem Vater geerbt hatte; so den starken Bildungstrieb und den Sinn für Geselligkeit, die ihn durchs ganze Leben begleitet haben. Die Lebhaftigkeit und Wärme der Herzensempfindung scheinen eher von der Mutter zu stammen. D. H.

eines damals schon verstorbenen armen Musiklehrers aus Reval und lebte mit ihr in sehr glücklicher Ehe, die mit zehn Kindern gesegnet war. Von diesen starben die beiden ersten schon im ersten Lebensjahre, die beiden jüngsten ebenfalls als ganz kleine Kinder. Meine Mutter hat uns alle selbst genährt, worin sie einen großen Stolz setzte, von Rousseau in seinem Emile darin bestärkt, nach welchem Vexteren ich meinen Namen erhielt. Meine Mutter<sup>1</sup> war eine seelengute, herzliche und gesellige Frau, mit natürlichem Verstande, aufopfernd in ihrem Pflichtenleben, wie sie denn auch uns selbst benährte und bespöchte, so daß wir bei spärlichen Mitteln doch immer sauber gekleidet waren und ich erst zur Universität entlassen das erste neue Tuch auf dem Leibe trug. Das Lesen lernten wir von der Mutter, auf einem Schemel zu ihren Füßen sitzend, wo sie, mit dem Spieße von ihrem Strickstrumpf aufsehend, uns die Buchstaben im ABC-Buch ganz sinnig beizubringen wußte, so daß wir zu unserem 6. Geburtstage rein lesen konnten, worauf unser Vater hielt. Ich, das dritte der am Leben gebliebenen Kinder, bin am 18. Mai d. J. 1806 geboren. Zur Geburtstagsfeier meiner fünf Jahre älteren Schwester waren am Abend des 17. Mai Gäste heiter bei uns versammelt gewesen, die lächelnd davon gegangen, als sich meine Mutter plötzlich mit unverkennbaren Zeichen unwohl gefühlt. Von meinem zweiten Lebensjahre hat man mir erzählt, ich wäre an der sog. englischen Krankheit so elend geworden, daß man an meinem Aufkommen gezweifelt. Die einzigen, oft wiederholten Worte, die man damals von mir gehört, mit hohler Stimme und mit stieren Augen gesprochen, seien gewesen: „Die Menschen! die Menschen!“, was meinem Vater so unheimlich geklungen, daß er länger als gewöhnlich von Hause geblieben, um mich nicht sterben zu sehen. Aber eine wohlthuende Krise muß gerade in dieser Zeit eingetreten sein, denn ich hätte mich von Stund an gebessert. Wie ich unbewußt zu diesem sonderbaren Ausrufe gekommen bin, ist nicht recht zu begreifen; eine Ahnung späteren Ungemaches von den Menschen hat sich auch in meinem Leben nicht bewährt. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten habe ich ohne bleibenden Nachtheil für die Gesundheit durchgemacht.

Mein Vater, zuerst Advocat in Dorpat in einer Zeit, wo die adeligen Gutsbesitzer meist von ihren Eltern Proceße erbten, die sie fortzuführen für Pflicht und höchst ehrenhaft hielten und, da sie meist mit der Feder sehr ungewandt waren, auch ihre Privatgeschäfte und Correspondenz durch Advocaten führen ließen, hatte allmählich mühsam erworbene 10,000 Rbl. Dec. (= 3000 Rbl. S.) zurückgelegt, dieselben aber durch den Bankerott eines

---

<sup>1</sup> Die Mutter hieß mit ihrem Mädchennamen Marie Caroline Selge und war in Reval als Tochter des dortigen Musikus und Organisten Georg Martin Selge geboren; sie starb d. 27. Januar 1850.

Mannes verloren, der bis dahin allgemein als zuverlässig geachtet war. Auch in Jellin und beim hiesigen Landgericht als Protokollist wirksam gewesen, wurde er später Kreischulinspector in Dorpat, dann Bibliothekarsgehilfe und starb als Bibliotheksecretär im Jahre 1835, 67 Jahre alt.

Unser Haus war ein recht geselliges, und der Sonntag unser Gesellschaftstag. Drei Onkel, die nach längerem Kronsdiens in Reiche sich in Dorpat privatifizierend niedergelassen und hier in vorgerücktem Alter starben, hatten auch ihren Wochentag, waren stets mit uns in freundlichem Verkehre und wußten uns viel von ihren Erlebnissen zu erzählen. Der nächstfolgende Bruder meines Vaters, der gewesene Zögling der petersburger medico-chirurgischen Akademie, war als Militärarzt Suworows Truppen nach Polen gefolgt. Seine Frau, eine große, starke Finnländerin, hatte ihn auch dahin begleitet und, als es den Militärs verboten war, Frauen bei sich zu haben, eine Zeit lang als sein Küchenjunge verkleidet bei ihm gelebt. Sie hielt einen türkischen Schawl sehr in Ehren, den ihr der Feldmarschall bei Gelegenheit eines Festballes in seinem Feldherrnzelte persönlich verehrt. Er hatte damals einer jeden Balldame beim Eintritt in das Zelt einen französischen Blumenstrauß überreicht, am Schluß des Balles aber einen solchen türkischen Schawl, den er von der inneren Zeltwand selbst herabnahm. Suworow soll damals wie ein Herrscher in Polen gewaltet haben. Auch von adeligen polnischen Familien war mein Onkel als Arzt in Anspruch genommen worden und wußte manches Freundliche, aber auch Sonderbare von ihnen zu erzählen. So hatte ein polnischer Gutsbesitzer, der immer offene Tafel hielt, nach Tisch im Beisein der ganzen Tischgesellschaft seiner schönen jungen Frau ein Zeichen gegeben, worauf diese sich sogleich erhob. Ein Diener brachte darauf ein reichverziertes Stui mit ein paar Pistolen herbei, die der Hausherr in aller Ruhe zu laden begann; die Frau aber schritt nun auf kleinen Stelzen drei Mal ruhig um den Eßtisch herum, während der zärtliche Gemahl, immer lebhafter sprechend, ihr mit der einen Pistole den einen Stelz, mit der anderen den zweiten unter den Füßen wegschuß. Dies soll sein tägliches Vergnügen gewesen sein.

Ein anderer polnischer Edelmann, der meinem Onkel viel Freundlichkeit erwiesen hatte, aber plötzlich verarmt war, antwortete demselben, als er in der zartesten Weise unter solchen Umständen jede Remuneration für seine ärztliche Thätigkeit ablehnte, er werde noch immer genug haben, seinen Arzt zu bezahlen.

Als mein Onkel noch in der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg studirte, hatten die Zöglinge derselben, empört über die schlechte Kost, dem Dekonomen die ungenießbaren steinharten Fleischstücke in corpore ins Gesicht geworfen, was die nachdrückliche Bestrafung der Anstifter des Unfuges, aber auch die Entlassung des Dekonomen zur Folge hatte.

Im Kronsdienste hatte dieser Onkel auch den Hofrathsrang und den Annenorden 2. Klasse mit Brillanten erworben.

Meines Vaters nächster Bruder war der Onkel Jakob, Obristlieutenant der Artillerie, der im finnländischen Feldzuge unter Buxhövden für Tapferkeit den Vladimirorden 3. Klasse mit der Schleife erworben, worauf er sehr stolz war. Das Ordensdiplom, von Kaiser Alexander I. eigenhändig unterschrieben, ist noch in meinem Besitze. Nach diesem Feldzuge nahm er seinen Abschied. Er hatte unter drei Herrschern gedient, sprach mit Rührung von Araktschejew, dessen Adjutant er gewesen war, und lebte wenigstens ein Vierteljahrhundert in hagestolzer Unabhängigkeit privatirend in Dorpat, im eigenen Hause mit einem Gärtchen. Er schwärmte für Rußlands absolute Herrschaft und wünschte ihm Größe und Macht auf Kosten anderer Staaten, hielt sich selbst für einen Russen und nannte uns mit Vaternamen (po batuschki), z. B. meinen jüngeren Bruder Platon, den er besonders lieb hatte, Platon Karlowitsch, indem er hinzuzufügen pflegte: „Kleiner Mann und großer Freund.“

Als die Franzosen 1812 in Rußland einrückten, hatte die militärisch genaue Schilderung einer für die Russen siegreich ausgefallenen Schlacht in einer Privatdepeſche solchen Enthusiasmus in Petersburg geweckt, daß man diesen Sieg dort gleich gefeiert hatte. Als aber die officiële Nachricht das Gegentheil meldete, das durch Befolgung des in jener Depeſche detaillirten Planes hätte vermieden werden können, forschte man streng nach dem Verfasser jener Privatdepeſche, der nur ein einsichtsvoller Artillerist sein konnte. Nachdem der Kreisfiscal von Dorpat, wohl im Auftrage, eine vergebliche Untersuchung der Papiere des zuerst Verdächtigten angestellt hatte — eines in Zurückgezogenheit auf dem Lande lebenden menschenſcheuen Mannes, der aus Aerger und Gram über diese Sache starb — setzte er die betreffende Untersuchung in der Wohnung meines Onkels Jakob eben so erfolglos fort, welcher letzterer als Artillerist zur Abfassung jener Depeſche für befähigt gehalten wurde. Freunde riefen meinem Onkel, sich durch Geld heimlich davon loszukaufen; dazu aber war er zu stolz. Er erhielt eine Zeit lang auf die Caution meines Vaters als Hausbesizers statt Gefängniß nur Hausarrest, bis die Sache ausgemacht wäre. Das Empörendste und heutzutage Unbegreifliche aber war, daß der gewalthätige Kreisfiscal es durchzusetzen wußte, daß mein Onkel als anrücklich aus der Gesellschaft der Alten Musse, zu deren Mitgliedern er wie auch mein Vater gehörten, ausgeschlossen wurde, wie das noch in den Acten dieser Musse zu lesen ist, worauf Beide in die neu errichtete Akademische Musse übertraten.

Ein jüngerer Bruder meines Vaters, der Lieutenant Ludwig Anders, hatte eine Sendung Kanonen nach Tobolsk zu geleiten gehabt und dort zwei durch ihre Schicksale merkwürdige Menschen kennen gelernt. Der erste der-

selben war der als vermeintlicher Seeräuber verschrieene Baron Ungern von Dagoe, der durch falsche Feuerzeichen das Scheitern vieler Schiffe an seiner Küste veranlaßt und sich dabei zu bereichern gewußt. Er war nicht ohne Schuld, aber ohne Untersuchung (auf kaiserlichen Befehl) nach Sibirien verschickt worden. Auf dieser Reise soll der ihn begleitende Officier ihn in der dorpater Polizeiwachtstube unter Aufzählung seiner Verbrechen den hinzudrängenden Menschen gezeigt haben, auf die Ungern mit souveräner Verachtung schweisgarn herabgesehen. Ungerns Geschichte ist mehrmals als Roman und Novelle behandelt worden.

Ein anderer meinem Onkel dort merkwürdig gewordener Mann war ein Pelzhändler aus Deutschland, der öfters mit seinen Pelzen zum Jahrmarkt nach Mafarjew gekommen war und einstmals, Petersburg besuchend, beim Betreten der Hauptstadt überfallen, geknebelt und vor den Kaiser Paul I. geschleppt worden war. Dieser hatte ihn mit rauhen Worten angefahren, der Unglückliche aber, der russischen Sprache unkundig, nichts zu erwidern gewußt. So vermochte er sich auch gegen das ihm zur Last gelegte Verbrechen wiederholter Brandstiftung, für das die Polizei den ersten Besten als Anstifter dem erbitterten Kaiser gestellt hatte, gar nicht zu vertheidigen, wurde sogleich gebrandmarkt und (ohne daß man ihn angehört hätte) verschickt. Auf dem Wege nach Sibirien hatte er einen Landsmann angetroffen, dem er sein grausiges Schicksal erzählte und der ihm versprach, Alles zu thun, um beim nächsten Thronwechsel seine Unschuld zu erweisen und seine Rückkehr zu bewirken. Dies war auch wirklich geschehen. Der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. hatte den Unglücklichen, der fortan sein entstelltes Gesicht nur verhüllt getragen, im kaiserlichen Palais selbst empfangen und gefragt, was er jetzt für ihn thun könne und ob er im russischen Reiche bleiben wolle. Letzteres ablehnend bat er um die Erlaubniß, zum Mafarjewschen Jahrmarkt unverzollt Felle aus dem Auslande einbringen zu dürfen, was ihm auch bewilligt und von ihm noch Jahre lang benutzt wurde. In Tobolsk war dieser Mann ebenso wie Ungern frei umhergegangen, und so hatte ihn mein Onkel kennen gelernt.

Dieser Onkel erhielt von einem ihm dort befreundeten gewordenen armen russischen Officier auf seinem Sterbelager dessen 15jährige Tochter vermacht, die er, um sie sicher zu stellen, heirathete und auch nach Dorpat mitbrachte. Sie hatte ein echt russisches freundliches Gesicht und blieb ihrer Nationalität so treu, daß sie auch nach längerem Aufenthalt in Dorpat das Deutsche nicht lernte und aus religiösem Fanatismus in der Fastenzeit fast zu Tode hungerte, dabei an Asthma leidend, dem sie auch, noch im mittleren Lebensalter stehend, kinderlos erlag.

Meines Vaters jüngsten Bruder haben wir Kinder nie gesehen. Auch



Militär, hatte er im früheren Türkenkriege sich durch tollkühne Tapferkeit in Schlachten so ausgezeichnet, daß er, noch jung mit mehreren Orden und einem goldenen Degen geschmückt, nach Dorpat schreiben konnte: Für mich scheint keine Türkenkugel vorhanden zu sein. Ein Freund ließ kurz darauf die Meldung hergelangen, unser Onkel sei nach einer gewonnenen Schlacht beim Eintritt in eine Moschee von fanatischen Türken, die sich dort versteckt, erschossen worden.

Meine Mutter hatte nach dem Tode ihrer Mutter in Dorpat nur eine Verwandte, ihre leibliche Schwester, die nach zehnjähriger Brautchaft einen Kaufmann Goedecken geheirathet hatte und glücklich mit ihm lebte. Später wurde er Kanzlist bei der Universität und erwarb als solcher den Rang eines Gouvernementssecretärs, der uns Kindern sehr vornehm dünkte. Er ließ sie als Wittve mit fünf Söhnen und einer Tochter zurück, welche letztere schon im ersten Lebensjahre starb. Eine Stiefschwester meiner Mutter hatte das traurige Schicksal, vor dem Altare mit ihrem Bräutigam, einem Ausländer, stehend, sich von ihm trennen zu müssen, als dessen Diener dem Prediger mittheilte, sein Herr habe bereits eine Frau in Deutschland; er habe ihn gewarnt genug, keine andere Ehe einzugehen. Ergrimmt über diese Anklage des beabsichtigten Ehebruchs, sei dieser Herr, angeblich um den betreffenden Gegenbeweis zu führen, nach Deutschland schleunigst abgereist, habe es aber unterlassen, wiederzukehren. Die arme getäuschte Schwester selbst ist später ganz verschollen.

Meine Tante, die Goedecken, war meiner sanften guten Mutter äußerlich und innerlich sehr unähnlich und wurde von Fremden nie für ihre Schwester gehalten. Mit schärferen Gesichtszügen und energischerem, ja leidenschaftlichem Charakter hatte sie durch unendlichen Fleiß am Stickrahmen bis tief in die Nacht hinein, zumal durch Goldstickereien ihre fünf Söhne zu erhalten gewußt, auch noch eine Reihe von Jahren das Amt einer Lehrerin in Näharbeiten an der Stadt-Töchter Schule ausgefüllt und junge Mädchen in ihrem Hause zum Erlernen derselben auch in Kost genommen. Meine Tante bewohnte ihr eigenes Haus, das sie geschickt ausbauen ließ, um den größeren Theil desselben durch Vermiethen besser zu verwerthen. Diese Tante und ihre Söhne, die zum Theil jung starben, gehörten auch zu unserem nächsten Umgange, und der zweite derselben, Vetter Adolph, stand uns Geschwistern besonders nahe, wurde in Dorpat nach fleißigem Besuch von Schule und Universität zum Doctor medicinae promovirt und war als Arzt in Kronsdiensten über ein halbes Jahrhundert thätig. Er hat mir bis an seinen vor einem Jahre erfolgten Tod ein freundliches Interesse bewahrt. Seine Mutter, die beständig mit Stecknadeln im Munde umherging, die sie auch Nachts zum Schläfe nicht herausnahm, erzählte uns ein-

mal sehr lebhaft, wie sie, während Alles im Hause schlief, durch ein unheimliches Geräusch in einer Zimmerecke erschreckt wurde, das aus dem langen Gehäuse einer Wanduhr kam. Als sie dasselbe beherzt öffnete, wurde sie durch ein daraus hervorquellendes Ungethüm umgeworfen, das sich als ein unförmlicher Regenschirm erwies. Die Uhrgewichte hatten sich in den Fischbeinstäben so versangen, daß der Regenschirm zum Unruhe schaffenden Ungethüm wurde.

Als wir diese Tante einmal zur Begrüßung des neuen Jahres in der Neujahrsnacht bei uns haben wollten und keinen Fuhrmann so spät auf-treiben konnten, setzten wir die Leidende in einem Sessel auf einen Handschlitten, den wir jungen Leute selbst hin und zurück zogen, was ihr und uns viel Spaß machte.

Zu meinem sechsten Geburtstage konnte ich bereits rein lesen, wobei man mir wenig anzuzeigen gebraucht, da ich dem sehr mühseligen Buchstabiren meiner älteren Schwester von Zeit zu Zeit, weil ich nichts zu thun hatte, zuhörte und so unwillkürlich mit ihr lernte. Das Lesen hielt ich überhaupt für keine Hexerei: schon früh hielt ich mich nicht für begabt und hatte es doch so leicht gelernt. Später habe ich die Erfahrung gemacht, daß besonders lebhafte und nervös angelegte Kinder, die nachher ungewöhnliche Begabung zeigen, das mechanische Lesen oft in zwei Jahren erst erreichen. Man sollte meiner Meinung nach lieber erst nach dem siebenten Jahre mit dem Lesenlehren beginnen; auch glaube ich, daß die neue Lautirmethode nicht bei jedem Kinde dem Buchstabiren vorzuziehen ist.

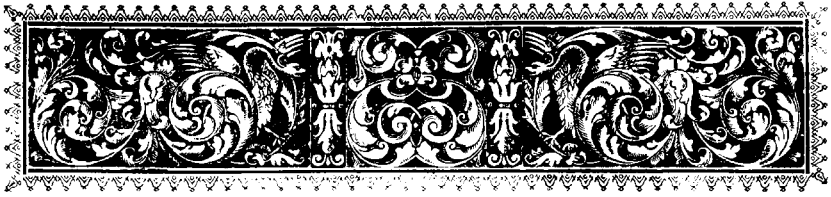
Kinderbücher und Kinderspielsachen hatten wir nicht. Mein Vater schien der Meinung zu sein, daß man sich die letzteren selbst verfertigen müsse, und meine fleißigen älteren Schwestern wußten sich geschickt ihre Puppen selbst zu machen. Ich erinnere mich nur immer Schule gespielt zu haben, doch erhielten wir von meinem alten Taufvater zu Weihnacht allerlei goldverzierte Pfefferkuchen, auch wohl moralische Bücher, worin er besonders Bemerkenswerthes mit Bleifeder angestrichen hatte. Der ehrwürdige Greis, der es so gut mit uns meinte, küßte jedes von uns Kindern, wenn er uns sah, drei Mal auf den Mund. Selbst auf der Straße, wenn er uns begegnete, pflegte er dies zu thun, was ihm meine Schwestern, wenn sie seine gespenstische Gestalt mit langherabhängendem Mantel, kurzem Kragen und dreieckigem Hüßchen vorüberwandern sahen, gern erlassen hätten.

Ich konnte diesen trockenen moralischen Lehren der damaligen Kinderbücher keinen Geschmack abgewinnen und habe überhaupt in meinem Leben mehr aus denjenigen Büchern gelernt, die mir praktisch zeigten, wie ich nicht sein sollte, als aus denjenigen, die mir eine Schablone für meine Ausbildung vorhielten. Selbst auf der Universität habe ich aus manchen Vorlesungen

nur gelernt, wie man eine Disciplin ganz anders behandeln müsse, um sie für die Zuhörer fruchtbringend zu machen, statt sich in Lieblingslehren und Specialitäten zu vertiefen.

Da es in unserem Hause gefellig herging, hatte ich Gelegenheit, von den Erwachsenen viel zu hören, was mir interessant war, obwohl ich mich lieber mit anderen Knaben herumgetummelt und geraust hätte. Allein dies wollte man eben nicht, auch hätte ich durch Klettern auf die Bäume, die ich doch auf dem Hofe hatte, und durch Brassen die Kleider zerreißen oder beschmieren können. Mein Vater meinte, Knaben müßten von älteren Personen und feingebildeten Damen und Mädchen Anstand und Sitte lernen, und wollte uns früh daran gewöhnen, ihnen alle Aufmerksamkeit zu beweisen. Ja, als ich sieben Jahre alt über den damals noch fast aus Sandhügeln bestehenden Dom von meines Onkels, des Arztes, Hause das erste Mal mit einem Dienstmädchen nach Hause geschickt wurde, empfing mich mein Vater mit der beschämenden Frage, ob ich das Mädchen oder dasselbe mich zu geleiten hatte. Später hatte ich ältere Damen, wenn sie Abends nach Tisch uns verließen, regelmäßig nach Hause zu begleiten, während dessen in unserem Hauptzimmer auf dem Sopha mein hartes Lager bereitet wurde. Das fand ich ganz in der Ordnung, obwohl es mir an regnichten Herbstabenden, auf der einen Seite die Dame an dem Arm, auf der anderen die Laterne in der Hand haltend, in den ungepflasterten kothigen Straßen der Karlowschen Gegend oft recht unbequem war.





## Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders<sup>1</sup> (1810—1840)

Im denkwürdigen Jahre 1812 war ich 6 Jahre alt, und ich hörte viel von den Franzosen in Rußland und deren Zug nach Moskau erzählen, wie früher von der großen französischen Revolution und deren Greueln, der Hinrichtung des königlichen Paares, vom großen Napoleon, dessen Organisations-talent mein Vater ebenso sehr als seine strategischen Verdienste bewunderte. Abweichend von meinem absolutistisch gesinnten Onkel Jakob wußte er auch die anfänglichen Segnungen der französischen Revolution anzuerkennen und neigte constitutionellen Ansichten zu, ohne sich mit seinen Brüdern und anderen Andersgesinnten deshalb zu veruneinigen. Die Franzosen fürchtend, waren verschiedene Personen aus Dorpat geflohen, auf Nachrichten aus Riga, wo der Generalgouverneur Essen schon die Vorstädte abbrennen ließ, um die große schöne Dünastadt gegen die Franzosen zu schützen, deren Nähe er schon in einer aufgewirbelten Staubwolke witterte. Als diese sich verzogen und als Urheber derselben nicht ein feindliches Heer, sondern eine friedliche Herde Ochsen zu Tage getreten war, soll Essen reuevoll über seinen vor-eiligen Befehl, den er in trunkenem Muthе gegeben, mit Bestürzung an einem in der abgebrannten Vorstadt allein stehenden gebliebenen Hause die In-schrift gelesen haben: „Essen, Essen, warum hast du mich allein vergessen?“ Von den aus Dorpat Geflüchteten sollen übrigens Manche gerade in Moskau beim großen Brande umgekommen sein.

<sup>1</sup> j. S. 32 im Januarheft 1892.

Mein Vater fürchtete etwaige Cinquartierung der Franzosen nicht, da er ihre Sprache sprechen konnte; aber selbst unser deutscher Adel, der sich durch den Gebrauch derselben, so mangelhaft er sie auch oft nur zu handhaben wußte, von dem Bürgerstande unterscheiden wollte, wagte während des französischen Krieges auf der Straße nicht französisch zu sprechen, um nicht vom fanatisirten Volke insultirt zu werden. Wir hatten damals auch stehendes Heer in Dorpat, und Truppenmassen zogen durch die Stadt, vor und nach dem Kriege. Als die Franzosen nach dem Brande Moskaus aus Rußland abgezogen waren, passirten Gefangene, Franzosen und Spanier, elend und zerlumpt, häufig durch Dorpat und wurden, auf dem Markte lagernd, von mittheidigen Einwohnern mit Almosen, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken versorgt. Gefangene oder verwundete französische Offiziere boten in den Häusern für ein paar Kupferkopfen artige Bleifederzeichnungen zum Kauf, die man ihnen gern abnahm, ihr schweres Loos bedauernd, das sie mit edlem Anstande zu tragen wußten.

Der Winter des Jahres 1812 war so kalt, daß Vögel todt aus der Luft fielen. Nach dem Frieden holten sich auch in unserem Hause wieder, wie ehemals, Nonnen mit ihren Sparbüchsen Almosen für ihre Klöster; jetzt erschien aber auch die Drushina, die den Krieg im Lande freiwillig mitgemacht, mit einem Metallkreuze auf der Mütze und heischte eine milde Gabe. Einmal war darunter auch ein vierschrötiges großes Weib, das mit Medaillen geschmückt war.

Die Stadt zählte damals nach officieller Angabe 3000 Einwohner, jetzt über 30,000. Nur die dem Markte näheren Straßen waren gepflastert. Die jetzige Marktstraße<sup>1</sup>, die über die steinerne Brücke nach dem Stadtgute Jama führt, war zum Theil eine tiefe Grube, die kaum im heißen Sommer austrocknete und in der man im Frühling, wo der Embach austrat, mit Böten fuhr. Im Herbst war in den meisten Straßen ein solcher Roth, daß man nicht hinübergehen konnte, und gesetzt wurde kaum längs den Häusern. Die meist hölzernen Häuser, einstöckig und statt des jetzt allgemein gebräuchlichen Delanstrichs die düstere Regenfarbe tragend, hatten häufig vor der breiten Haustreppe, die an den Seiten mit Bänken versehen war, einige Linden, die ihnen ein gemüthliches Ansehen gaben. Bei späterer Pflasterung gingen die Bäume allmählich aus. Die letzten Linden vor einem Hause in der Nähe der Poststation, die sich länger erhielten, waren meine besondere Freude. Das Straßenpflaster war, außer auf dem Markte, der noch ziemlich rein gehalten wurde, so ungleich und holperig, daß der als

<sup>1</sup> Der Verfasser versteht unter dieser Bezeichnung, wie man sogleich erkennt, nicht die Straße, welche jetzt officiell Marktstraße heißt, sondern den großen Markt mit der daran sich schließenden jetzt jogen. Rathhausstraße.



humoristischer Dichter bekannte sog. dicke Petersen in einem Geburtstagsgedichte an den Apothekerprovisor Ottsen mit Recht sagen konnte:

„Heute ist es um und um  
Ein vollständiges Decennium,  
Seit er mit kurzem Trippeltritt  
Das erbärmliche dörpfsche Pflaster tritt;  
Das Pflaster, das er selber streicht,  
Thut, besser und heilet und erweicht“ u. s. w.

Gottes liebe Sonne trocknete ja wohl auch noch im Sommer leidlich die Straßen, aber die löbliche Stadtpolizei mochte wohl von Hygieine noch nichts ahnen. Das Stadtvermögen wurde lange Jahre unter den früheren Bürgermeistern so schlecht verwaltet, daß z. B. aus der Verleihung der Schänkgerechtigkeit an Bürgerwitwen der dieselbe verpachtende Rathsherr nur so geringe Einnahmen für alle die berechtigten Wittwen zusammen erzielte, als jede einzelne unter der gerechten Verwaltung des späteren Bürgermeisters Hellwig jährlich empfing. Es war dies der erste Candidatus juris unter Dorpats Bürgermeistern und ein sehr energischer Mann. Wenn es im Interesse der Stadt lag, so scheute er sich nicht bis an den Senat zu appelliren, und er ist es gewesen, der die Ingrossation auf Dorpats Stadthäuser beim dörpfschen Rathe gegen den rigaschen Rath durchsetzte, dem bis dahin allein dieser Vortheil zutam. Hellwig wußte untüchtige und unzuverlässige Beamte aus der Stadtverwaltung zu entfernen und war ein noch besserer Administrator als Jurist. Er hatte gerade kein zuvorkommendes Wesen und stieß dadurch Manche von sich; aber seinem Charakter mußte Jedermann alle Ehre widerfahren lassen.

Eine weit populärere Figur war aber der Polizeimeister in meiner Jugendzeit, ein Pole, Gessinsky mit Namen. Früher Cavallerieobristlieutenant im russischen Dienst, ritt er noch bei allen öffentlichen Aufzügen auf seinem Rappen, der weithin weiße Schaumflocken warf, gar stattlich einher, schickte auch seine Kalesche, wenn er selbst nicht kommen konnte oder wollte, bei Privatfestlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten oder auch Beerdigungen, zu den Bürgern hin und war auch in der höheren Gesellschaft willkommen. Man erzählte, daß er seinen Namen nur durch eine Schablone unterzeichnen konnte und einst in einer Gesellschaft zu drei jungen schmucken Mädchen, die sich eben umfaßt hielten, gesagt habe: „Rechte drei Mäusen!“ — Nach einer Taufe trat er, statt die junge Mutter zu beglückwünschen, auf ein junges Mädchen mit den Worten zu: „Ich habe mir recht gefreut über Ihren dicken fixen Jungen.“ Aber diese naive Verwechslung erregte nur Heiterkeit, ebenso wie folgende Scene. Als bei einem Marionettentheater in den hinteren Reihen des Publicums, dem die Pausen zwischen den Verwandlungen

zu lang wurden, ein heftiges Klopfen entstand, kehrte sich Gessinſky um mit dem ärgerlichen Ausrufe: „Wer war der Schwein?“ — Er wußte sich gern beliebt und soll einmal geäußert haben: „Die Studenten nennen den Rector Ewers Studentenvater und mir Studentennutter.“<sup>1</sup> — Als Polizeirichter verfuhr er, der das Publicum seit Jahrzehnten kannte, Vornehme und Geringe, Gute und Schlechte nach der Präsumption behandelnd, ziemlich richtig und wußte die Verhandlungen dadurch sehr abzukürzen. Er blieb Junggeselle, nachdem eine Bewerbung in jüngeren Jahren mißglückt war, und stiftete in seinem Testament eine nach ihm benannte Armenschule, vermachte einigen Freunden noch werthvolle Effecten und ordnete zu seiner Beerdigungsfeier ein solennes Frühstück an, für welches er eine bedeutende Summe bestimmte. Zu diesem Mahle waren die Honoratioren Dorpat's geladen, und auch ich nahm als junger Beamter daran Theil. Eine ehrenvolle Rede zum Andenken des ehrwürdigen Greises ist mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung.

Meine Eltern standen außer mit ihren nahen Verwandten auch mit der Familie des Apothekers T. und des Landgericht'ssecretärs S. in fleißigem Verkehr. Auch diese Familien hatten ihren Wochentag, und meine älteren Schwestern fanden an den schmucken Töchtern dieser Häuser Jugendfreundinnen. Einst wurde zu einer Festlichkeit bei T.'s deren große Kutsche wegen des regnichten Herbstwetters nach den Meinigen geschickt, und ich sollte mit dahin. In dieser Aussicht war ich glücklich und, mit meinen besten Kleidern angethan, so ungeduldig, daß ich Allen voran, sobald der Kutschenschlag geöffnet wurde, über den Tritt stolpernd, zur anderen Seite in den Roth hinaus stürzte, der meine Freude schnell in ein Angstgeschrei verwandelte. Ob ich noch umgekleidet werden konnte oder meine Ungeduld durch Zuhausebleiben büßen mußte, weiß ich nicht mehr.

Wenn in den uns befreundeten Familien größere Gesellschaft war, die in die Nacht hinein dauerte, so blieb mein Vater gewöhnlich so lange lesend zu Hause, bis wir jüngeren Kinder schlafen gelegt waren. Mir war das immer zu früh; ich stellte mich oft nur schlafend und stand auf, sobald der Vater fortgegangen, um an dem Kartenspiel der Dienstmägde Theil zu nehmen. An solchen Abenden pflegten sich nämlich bei unseren Mägden auch die unserer nahe wohnenden Onkel einzufinden, die gleich den unsrigen um Mitternacht ihre Herrschaft mit Mänteln und Pelzen abzuholen hatten und sich bis dahin durch Durak und Schweinchenspiel wach zu erhalten wußten.

<sup>1</sup> Von demselben wird übrigens auch erzählt, daß er einstmals, entzückt über die Leistungen einer Sängerin, ausgerufen haben soll: „Sie singt wie ein König!“ — Ebenso wird von ihm die verblüffende Frage beim Tode der Mutter des damals regierenden Kaisers erzählt: „Wer wird wohl jetzt Kaiserin-Mutter werden?“ D. S.

Mich wollten sie anfänglich nicht als Theilnehmer an diesen Spielchen annehmen, thaten es aber schließlich doch, und ich habe eine dankbare Erinnerung daran bewahrt.

Einstmals aber, als ich im Eifer des Spiels einer Fenstergardine mit dem Lichte zu nahe kam, faßte dieselbe Feuer und unser hölzernes Haus, dessen innere Wände nur mit Nägeln angeheftete Tapeten hatten, wäre unfehlbar aufgebrannt, wenn nicht unser entschlossenes russisches Mädchen Mariuschka das Fensterbrett, an dem die Gardine befestigt war, herabgerissen und die brennenden Fäden ausgetreten hätte. Dieses gute Mädchen ward während meines späteren Aufenthalts auf dem Lande an einen wackeren russischen Fischerbauern vom Beipussee verheirathet, und ich bedauerte sehr, ihr nicht noch einmal für jenen Liebesdienst, der unser Elternhaus rettete, danken zu können.

So einfach das Mobiliar in unserem Hause war, so entbehrte es doch im Inneren nicht des Schmuckes. An den Wänden hingen alte werthvolle Kupferstiche und fand sich eine Büchersammlung meist älterer allgemeiner wissenschaftlicher und philosophischer Werke, das Regat eines hochgebildeten deutschen Kunstfreundes. Das Portrait seines einzigen Sohnes in einer Bleistiftzeichnung, das über der Thür eines Nebenzimmers bei uns hing, war mir immer schauerlich, seit ich gehört, daß man den schüchternen Knaben, um ihn furchtlos zu machen, bei Nacht allein in einen dunklen Keller gesperrt hatte; als er am anderen Morgen herauskam, war er epileptisch geworden und starb noch jung an den Folgen dieses Uebels.

Diese Kupferstiche, theils Genrebilder, theils Landschaften, waren von Kindheit an unsere Freude, und eine von den Landschaften kann ich noch jetzt nicht ohne Lachen ansehen, wo unter Hirten und Vieh ein junger Bauerbursche grinsend zusieht, wie ein vollbusiges Bauermädchen von einem mit Holz beladenen Esel so unglücklich oder glücklich umgeworfen wird, daß sie ihre nackten Beine emporstreckt.

Auch lebensgroße Gypsbüsten von Kaiser Alexander I. und seiner sanften Gemahlin Elisabeth standen bei uns, wie in anderen Häusern, auf Consolen. Der Enthusiasmus für dieses Kaiserpaar war erstaunlich, aber nicht unwahr: ich sah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Elisabeth Damen ihre Taschentücher hervorziehen und ihre Rührung in dieselben hineinschnupfen. Der Nimbus des Kaisers Alexander stieg noch bedeutend, als er aus dem russisch-französischen Kriege sieggekrönt zurückkehrte, und seine damaligen liberalen Ansichten veranlaßten meinen Vater zu der Bemerkung, daß Alexander den edelsten deutschen Thron hätte zieren müssen.

Unbekannt mit den Verhältnissen im inneren Rußland, hatte mein Vater doch eine große Verehrung für alles Russische und pries die Toleranz

der russischen Kirche, die wegen dogmatischer Verschiedenheit Niemand verfolgte. Als Kreisschulinstructor bemühte er sich auch eifrig, die Kenntniß der russischen Sprache unter den Schülern zu fördern. Ich lernte russisch lesen und schreiben, schon bevor ich in die Schule kam, von meinem Onkel Jacob. Dazu war ich gern bereit, konnte es meinem guten Onkel aber doch nicht recht machen, da ich mir die Freiheit nahm, zwischen Nationalrussen und russischen Unterthanen deutscher Nationalität zu unterscheiden, wobei ich mich auf die Definition des Begriffs „Vaterland“ stützte, die mit Karamzins Worten in Tappes russischem Schulbuch gegeben war. Wider meinen eigenen Willen kränkte ich dadurch meinen guten Onkel, der mich mit Thränen in den Augen als einen vaterlandslosen Menschen bedauerte.

Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich so sehr als Deutschen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, so kosmopolitisch zu denken; erst später ging mir ein Verständniß dafür auf.

Der Kaiser Alexander I. ist auch einmal in Dorpat gewesen, aber vor meiner Zeit; und der dorpater Professor Parrot der Ältere, dem der Kaiser sehr gewogen war, hatte auch noch später in Petersburg freien Zutritt zu ihm<sup>1</sup>. Für den Empfang von Alexanders I. Gemahlin, die nach dem russisch-französischen Kriege Dorpat besuchte, war hier eine wenig malerische Ehrenpforte errichtet worden, die ich noch gesehen habe. Der damalige Bürgermeister soll der Kaiserin ein Abbild dieser Pforte knieend überreicht haben — wie muß sich das lächerlich gemacht haben! — Die Kaiserin Elisabeth hatte sich damals auch die jungen Grafen Wittgenstein, Söhne des Feldmarschalls, sowie deren Mentor, den als Zeichenlehrer der Universität sehr geschätzten Kupferstecher und Portraitmaler Senff, vorstellen lassen und sich mit diesem gebildeten Künstler, einem Ausländer, längere Zeit unterhalten. Am anderen Tage fuhren mehrere Adelige in eleganten Equipagen bei ihm vor, die ihm auf seine Frage nach ihrem Begehre geantwortet: sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihre Visite zu machen, da die Kaiserin sich mit ihm Tags zuvor huldreich unterhalten. Wer sich bei ihm malen lassen wollte, den ließ Prof. Senff lange, oft jahrelang warten, bis er demselben eine interessante Physiognomie abgenommen. Seinen Portraits kann man auch nur den Vorwurf machen, daß sie lauter denkende Menschen darstellen. Die Senffschen Portraits von Wittgenstein, Kutusow und Barclay, den drei Feldmarschällen, groß und klein auf Dosen, waren sehr verbreitet und von wunderbarer Ähnlichkeit.

<sup>1</sup> Ich erinnere mich, von alten Leuten gehört zu haben, daß der künftige Kaiser bei seinem Besuch in Dorpat Arm in Arm mit Parrot auf dem Domherospaziert sein soll.

Früher war auch die Kaiserin Katharina II. in Dorpat gewesen. Sie soll sich damals mit einem wohlgeachteten Bürger, Bäckermeister Schönrock, leutselig unterhalten haben, einem Manne, den ich noch mit Perrücke und Haarbeutel gravitatisch umherschreitend erblickt habe. Es wurde mir erzählt, daß er die Hand der Kaiserin, die sie ihm zum Kusse gereicht, aus Unkunde der ihm widerfahrenen Ehre nur ehrerbietig gedrückt habe und, durch einen Fußtritt eines Höflings aus ihrer Umgebung auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, dieselbe nochmals herzlich geschüttelt habe. Die gnädige Kaiserin aber habe die Lacher durch einen strafenden Blick in die Schranken gewiesen.

Dieser Kaiserin Katharina II. verdankt Dorpat auch die stattliche steinerne Embachbrücke, die sie nach dem großen Brande, der die Stadt bis auf zwei unansehnliche Häuser einäscherte, erbauen ließ, um den Armen einigen Verdienst zu verschaffen. — Die ganze Kläglichkeit der damaligen Zeit geht aus einem Ereigniß hervor, das mir ein Augenzeuge nach langen Jahren einmal erzählt hat. Der seiner Zeit allmächtige Günstling, Feldmarschall Fürst Potemkin, der Taurier, war auf einer Reise ins Ausland in Dorpat zu kurzer Rast auf dem Markte im später Schartsechen Hause abgestiegen, wohin er an dem petersburger Schlagbaum (der sog. Ragatka) vorübergesaust war, ohne daselbst einen Rapport des für ihn aufgestellten Schwarzenhäupter-Corps entgegenzunehmen. Auf den mageren Kleppern Dorpats nachgehumpelt hatte sich dieses ehrwürdige Corps wieder auf dem Markte zurechtgestellt und dem hohen Herrn ein dreimaliges Hoch zugescrien, während der Commandeur desselben den beim Schlagbaum nicht entgegengenommenen Rapport nunmehr zu übergeben hoffte. Potemkin, der die Bedeutung dieser eigenthümlichen Bürgerwehr von ledigen Kaufcommis nicht begreifen mochte, wies die Huldigung ärgerlich ab und scrie aus dem geöffneten Fenster heraus: *вопъ! вопъ!* (d. i. fort! fort!), worauf sich der Markt in wenigen Minuten leerte, da die Menschenmenge von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstob.

Würdiger benahm sich ein livländischer Kreisdeputirter gegenüber dem Kaiser Paul, als er diesem, der auf einer Reise ins Ausland begriffen war, entgegen reiste und ihm den ehrerbietigen Dank der livländischen Ritterschaft für die Aufhebung der von seiner erhabenen Mutter Katharina II. eingeführten sog. Statthaltererschaftsverfassung nochmals darbrachte. Der Kaiser antwortete ihm ernst: „Ich habe es gut mit den Ostseeprovinzen gemeint, aber selbst von Männern aus Ihrer Mitte nur Undank geerntet; mir fallen nur eben ihre Namen nicht ein.“ „Mögen Ew. Majestät,“ erwiderte unerschrocken der Kreisdeputirte, „die Namen dieser Undankbaren für immer vergessen haben!“

Während der Regierungszeit des Kaisers Nikolai war auch einmal

wieder von Potemkin die Rede, als dieser Kaiser einen hochbetagten Greis und tapferen Offizier, der sich in manchen Schlachten ausgezeichnet, aus der Verbannung nach Sibirien befreite; er war unter einem beliebigen Vorwand von dem allmächtigen Potemkin dorthin verschickt worden, weil er diesen bei einer Dame ausgestochen hatte. Inzwischen schon längst vergessen, befreite ihn der Kaiser Nikolai. Der brave Offizier hielt es für seine heiligste Pflicht, seinem großmüthigen Befreier persönlich seinen Dank in der Residenz zu Füßen zu legen. Er wurde auf seinem ganzen Wege von Sibirien durch Rußland gastlich aufgenommen, und man sah ihn später in den Straßen der Hauptstadt in dem Offizierskostüm seines ehemaligen Regiments, das ihm der Kaiser selbst hatte machen lassen, umherfahren. Aller Verwandten in der langen Zeit seiner Verbannung durch den Tod beraubt, erhielt er von mehreren Großfürsten und anderen Personen Geschenke. Von einer regelmäßigen Unterstützung war auffallenderweise in den Zeitungen damals nichts zu lesen.

Mein Onkel Jacob hing sehr an einem großen Brustbilde der Kaiserin Katharina, im Profil in Oel gemalt, das ich später nebst dem trefflichen Senffischen Kupferstich des Feldmarschalls Wittgenstein meinem lieben Schwager Stenbock in Rost zum Geschenk gemacht habe. Dieser gute Onkel, der im Alter nur sehr dünnes Haar hatte und dasselbe bei Nacht in Papilloten unter der Nachtmütze zu tragen pflegte, erzählte mir einmal, daß er an einem Morgen, die Nachtmütze abnehmend, zwei todte Mäuse aus derselben geschüttelt habe, die er, im Schlafe ein paar Mal durch ein Krabbeln auf dem Kopfe halb erwacht und dahin greifend, erdrückt haben mußte. Da er am Tage immer sehr stramm und fast ceremoniell als Militär einherzugehen liebte, war nun sein Anblick am frühen Morgen in Schlafrock, Nachtmütze, Unterhosen und Pantoffeln gar auffallend und keineswegs erfreulich. Von diesem Onkel lernte ich auch passabel russisch lesen und abschreiben und wurde, wenn ich Vormittags zu diesem Zwecke hinging, mit einem Butterbrod erfreut.

Auch französische Privatstunden erhielt ich früh von einem alten heiteren Manne, Herrn Pourpiers, der mit seiner alten Frau, einer Straßburgerin, und einer unverheirathet gebliebenen Tochter sein eigenes kleines hölzernes Haus, schräg gegenüber der jetzigen Kreisschule, bewohnte. Als eifriger Royalist in der bösen Conventszeit geflüchtet, mußte er viel aus jener Zeit zu erzählen und zeigte mir einmal einen einfachen runden hölzernen Stockknopf, dessen Reifen, aufmerksam betrachtet, das bekannte Profilbild Ludwig XVI. erkennen ließen, das den Royalisten als Erkennungszeichen unter einander diente. Der alte, immer scherzhafte und lebenswürdige Mann war durch Gicht ganz an seinen Lehnstuhl gefesselt und von Schmerzen so sehr geplagt,

daß ihn die hoch aufgeschwollenen Finger manchmal hinderten, unsere Exercices zu corrigiren.

Gelernt hatte ich bis zum 10. Jahre, also in vollen drei Jahren, zu Hause wohl so gut wie nichts, weder etwas vom Catechismus, noch von biblischer oder allgemeiner Geschichte; von der Geographie nur so viel, als man Jemandem in der ersten halben Unterrichtsstunde beibringen kann. Das Einmaleins verstand ich mechanisch und konnte die vier Species mit unbenannten Zahlen auf der Tafel rechnen, war im Kopfrechnen ganz ungeübt und hatte nur Fertigkeit im Abschreiben des Deutschen, wodurch ich früh ein Augengedächtniß für Orthographie erwarb. Auf diese geringen Kenntniße hin, deren Prüfung mir die zu diesem Zweck bei uns versammelten Kreislehrer erließen, nachdem ich ihnen ehrlich über Alles Auskunft gegeben, wurde ich als Letzter in die Großtertia der Kreisschule aufgenommen. Dort erhielt ich zu nächsten Nachbarn drei Knaben, mit Namen Voss, Proß und Schrimms, die sich ganz freundlich gegen mich benahmen. Ich war sehr stolz darauf, öffentlicher Schüler zu werden, und kam auch in der Klasse in Allem gut fort, blieb aber im Rechnen, wie später in der Mathematik immer schwach. Diesem Fach vermochte ich nie ein Interesse abzugewinnen; um so mehr bewunderte ich diejenigen Schüler, welche sich in demselben auszeichneten, und konnte es nicht verschmerzen, daß der gewandteste darin, Namens Rosenberg, ein fleißiger Schüler, früh aus der Kreisschule herausgenommen wurde, um ein Handwerk zu erlernen. Im Deutschen, in der Geschichte und im Lateinischen, das aber erst in der Secunda vorkam, unterrichtete ein liebenswürdiger Ausländer, Herr Henschler, der aber bald als Oberlehrer nach Riga berufen wurde. Dieser lehrte mich Schillers „Taucher“ mit Gesticulationen der Hände declamiren, womit ich beim öffentlichen Examen zum Jahreswechsel viel Ehre einlegte. Mein Vater, der jahrelang wegen schwacher Augen sich von mir vorlesen ließ, hatte mich gewöhnt, ausdrucksvoll vorzutragen, was mir sehr zu Statten kam. In Secunda hatte ich die bekannte russische Fabel von Krylow „Die Gänse“ auf dem öffentlichen Examen zu declamiren, in Prima eine Episode aus *Desillus Imaginations*, die Verirrung eines Jünglings in den Katacomben Roms.

Den geographischen Unterricht hatte in der Kreisschule Herr Asmus, ein Schüler Pestalozzi, der auch nach dessen Methode an unbeschriebenen Wandarten rhythmisch die ganze Klasse laut zusammen sprechend das Vorgetragene wiederholen ließ. Asmus, ein großer vierschrötiger Mann, galt als ausgezeichnete Pädagog, war aber partiisch und heftig und gebrauchte den Stock, nicht ohne Erfolg. Ein Ausspruch von ihm, den er mit seiner mächtigen Stimme vortrug: „Wer ungewaschen in die Schule geht, kommt

auch ungesegnet“, fällt mir noch jetzt immer ein, wenn ich von Hause muß, selbst wenn es mitten in der Nacht wäre.

Ein Hauptlehrer an der Kreisschule war der Nachmittagsprediger Pastor Bonbrig. Der Religionsunterricht, den er uns erteilte, bestand, entsprechend jener rationalistischen Zeit, blos in Moral und hieß auch so. Der Luthersche Katechismus wurde nicht dabei gebraucht, auch biblische Geschichte nicht vorgetragen; was man davon wußte, hatte man gelegentlich aus den Predigten auf der Kanzel behalten.

Der jüngere Bonbrig, des Pastors Bruder, war mir besonders lieb als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Er ließ uns Zahlen und Namen aus den von ihm ausgearbeiteten Geschichtsheften ausziehen und memoriren, ließ sich auch manchmal selbst von mir vor der Stunde examiniren und ich habe mein ganzes Leben lang von diesen Zahlen gezehrt.

Das Russische lehrte Tichwinsti, ein höchst gutmüthiger, aber schwacher Lehrer, später auch am Gymnasium und Translateur an der Universität. Der französische Lehrer Valet des Barres war ebenso an diesen drei Anstalten thätig. Er hat mir als Studenten im Privatunterricht gelegentlich von der letzten französischen Königszeit und der französischen Revolution erzählt, namentlich wie die Königsgräber in St. Denis aufgewühlt und beraubt wurden. Ich habe später an seiner Leiche gewacht und ihn auch zu Grabe geleitet.

Den Unterricht im Zeichnen leitete der talentvolle junge Landschaftsmaler Clara, der auch mir mit ein paar anderen Knaben gratis in seiner Wohnung Privatunterricht im Zeichnen gab.

Der Eifer von Lehrern und Schülern gefiel mir sehr; Anderes fiel mir dagegen in der Kreisschule sehr unangenehm auf. So mußte bisweilen der Calfactor oder dessen Frau in die Klasse gerufen werden, um die schmutzigen Hände eines Tertianers vor den Mitschülern zu waschen. An den von buntfarbigen Flecken strotzenden, engen, kurzen ledernen Hosen eines Seifensiederlehnes H. wischten andere Schüler ihre tintigen Schreibfedern ab, was er lächelnd geschehen ließ. Einzelne Schüler gaben in der Obstzeit im Auftrag ihrer Eltern aus deren Obstgarten schöne große Äpfel den Lehrern in der Klasse ab. Die Namen derjenigen Schüler, für welche das Schulgeld noch rückständig war, durfte täglich ein anderer Schüler, alphabetisch geordnet, laut beim Beginn der Stunde hersagen; und doch war diese Säumniß wohl nur die Schuld der Eltern.

Ich wäre gern ein guter Kamerad der Tertianer gewesen, die in den Zwischenstunden ein Lauspiel spielten oder im Winter einen Schneemann aufrichteten, allein ich kam ihnen in allen körperlichen Uebungen nicht nach und hatte von einigen derselben Manches zu dulden. Da gab mir z. B.



einer eine Ohrfeige, damit ich mir nicht einbilden sollte, als Schulinspectors-John etwas Besseres zu sein als sie u. dgl. m. Mit ihnen nach dem Nachmittagsunterricht um 4 Uhr auf dem sog. wilden Dom zu spielen, war mir von den Eltern nicht erlaubt. Als ich einmal, den Primus vertretend, um Ordnung in der Zwischenstunde zu halten, an der großen schwarzen Rechentafel stand, die Kreide in der Rechten, den Schwamm in der Linken, um die Namen etwaiger Ruhestörer zu notiren, höhnte mich ein Knabe von der letzten Bank hinten, durch die hohle Hand sehend, zum großen Gaudium der Uebrigen mit den Worten: „Da sehe ich ja an der Tafel einen Punkt, der sich bewegt; was stellt denn das vor?“ und dies wiederholte er mehrmals, so daß ich seinen Namen aufschreiben und nochmals unterstreichen mußte. Als der Lehrer eingetreten war und eben seinen Mantel ablegen wollte, hatte der vorwitzige Schüler sich leise herangeschlichen und seinen Namen mit dem Schwamm auf der Tafel ausgewischt. Ich aber war im Herzen froh, der Klage überhoben zu sein, hätte auch, wenn ein anderer Schüler statt meiner der gehönte gewesen, gewiß mitgelacht.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Secunda versetzt und mußte mich da mit meinen Klassengenossen schon besser zu stellen. Manche der von mir gerügten Mißbräuche fielen da auch weg. Die Zahl der Schüler russischer Nationalität, meist Söhne der niederen russischen Kaufleute, nahm hier schon ab, da sie zum Kadendienste in der väterlichen Bude früh herausgenommen wurden, während die Schüler estnischen Stammes ihren Schulcurfus oft bis zur Universität fortsetzten und allmählich in den Gelehrten- und Beamtenstand traten. Da ich in der Secunda auch schon im Latein den Anfang gemacht, worauf ich mir viel einbildete, glaubte ich mich schon jeder Bevormundung von Seiten meiner älteren Schwestern entziehen zu dürfen. Allmählich erlaubte man mir auch in der Stadt allein umher zu wandern. Da interessirten mich denn die kleineren wie die größeren Bauten, zunächst vor Allem das herrliche Universitätsgebäude, von Professor Krause erbaut, der unter Washington den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitmachte; ihm sind auch die akademischen Bauten auf dem Dom zu danken. Sodann fesselte mich insbesondere in der Stadt die Johanniskirche, auf dem Dom die Ruine — beide aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts stammend. Der große Chor der ehrwürdigen Domruine war in den Jahren von 1802—4 zur Universitätsbibliothek ausgebaut worden, und zwar ebenfalls von Prof. Krause. Die alten Festungswerke auf dem Dom, die nie zur Festung ausgebaut wurden, sind abgerissen und zu Promenaden umgeschaffen worden, welche jetzt den schönsten Schmuck Dorpat's bilden, mit der Aussicht auf die zu den Füßen ruhende Stadt und den sich durch dieselbe schlängelnden Embachfluß. Auch einen Rest der alten Stadtmauer gegenüber

dem botanischen Garten habe ich noch gern gesehen, ehe er abgetragen worden. Wo jetzt das Barclay-Denkmal steht, waren auch Promenaden, und auf der anderen Seite der Straße befanden sich die alten Baracken des russischen Kaufhofs, welche jetzt durch den geräumigen steinernen Kaufhof ersetzt sind, dessen Grundstein ich habe setzen und einweihen sehen. Die steinernen Häuser auf dem Markte sind ziemlich dieselben geblieben, nur daß einige von ihnen später ein Stockwerk mehr erhalten haben. In anderen Straßen aber habe ich so viele Häuser neu erbauen oder ihnen ein zweites Stockwerk hinzufügen sehen, daß ich der Reihe nach von jedem theils selber lebte, theils gehörte Ereignisse erzählen könnte.

Damals gab es auch stehendes Militär in Dorpat, und bei der Wachparade am Sonntag Vormittag war Militärmusik zu hören, wobei ein schöner schlanker Tambourmajor einen Marschallstab mit silberner Kugel als Stockknopf hoch aufwarf und geschickt wieder auffing. Auch durchziehendes Militär vor und nach dem großen Kriege wurde bewundert. Große Truppenmärsche brachten viel Leben in die kleine Stadt, besonders als Feldmarschall Wittgenstein, der Beschützer der Ostseeprovinzen, nach dem Kriege in Dorpat einzog und hier die Alte Muffe, die jetzige Ressource, mit seinem Besuche beehrte, wovon noch ein dankbares Erinnerungsblatt unter Glas in einem Saale der Gesellschaft Zeugniß ablegt. Auch die Bürgermuffe besuchte der Feldmarschall und eröffnete dort einen Ball mit einer hübschen Bürgerfrau, deren mehrjähriger Einwohner ich nachher gewesen bin.

Einmal im Herbst wurde auf dem Tschelferschen Felde, in einem anderen Jahre auf dem Rathshofschen ein Lager aufgeschlagen und von den Einwohnern der Stadt viel besucht. Ich hatte mich einst in demselben verspätet und wurde nach dem Zapfenstreich am Abend von den Wachtposten nicht mehr hinausgelassen, bis ein mitleidiger Offizier, dessen Zelt ich demüthig bittend betreten, mir Freiheit verschaffte.

Exercirt wurde auch Vormittags in unserer Straße, die so gedrängt voll von Soldaten war, daß man dort nicht passiren konnte und in den umliegenden Häusern die Schmerzensschreie der gefuchtelten Soldaten hören mußte. Mein Vater vermandte sich vergebens dafür, daß ein anderer Exercirplatz gewählt würde.

Später wurde kein stehendes Militär mehr in Dorpat gehalten, wodurch der Stadt die Einquartierung erspart blieb, die manche Hausbesitzer wie auch mein Vater mit einer Geldzahlung ablösten; auch wurden auf solche Weise die lästigen Handel zwischen Offizieren und Studenten vermieden. Es blieben aber außer der Garnison noch Kosaken zur Unterstützung der Polizei, die sehr schwach vertreten war, in Dorpat zurück. Diese machten sich den Studenten besonders verhaßt, denen sie die langen betrodelten Tabakspfeifen

abzurufen suchten, da das Rauchen auf den Straßen verboten war und sie zwischen brennenden und trockenen Pfeifen, zumal im Dunkeln, keinen Unterschied machen wollten oder konnten. Auch diese Kosaken wurde man nach Jahren los.

Der Fiskal Schmalzen, ein Freund von lustigen Geschichten, erzählte mir einmal, wie er an einem Abend die Kosaken nach dem Tschelerschen Krüge „Novum“ oder „Weißes Roß“, wo auch die Studentencommesse gefeiert wurden, hingebracht hatte, um dort auf einem sog. Spitzball Tänzer und Tänzerinnen zu verhaften. Es waren dies Diener und Mägde, die in Abwesenheit ihrer Herrschaften, die Ersteren im Kostüm ihrer Herren, die Letzteren in dem ihrer Fräulein oder jungen Frauen und mit den Namen derselben sich anredend, tanzend sich herrlich amüsirten. Zwei Diener waren, um der Haft zu entgehen, von dem mehrere Faden hohen Balcon herabspringend unverfehrt in die Stadt entwichen. Dieser Fiskal Schmalzen hatte eine Wohnung bezogen, wo sein vorderes Studirzimmer unmittelbar vorher eine Rasirstube gewesen war und von bisherigen Kunden noch aufgesucht wurde, als der Barbier bereits über die Straße gezogen war. Einem solchen Kunden, der den ihm unbekannten Fiskal ungeduldig fragte, warum er ihn nicht schon zum Barbieren eingeseift habe, that er dies bereitwillig, wies ihn aber dann wegen des Bartabnehmens über die Straße, wo jetzt barbiert werde. Dieser verzeihliche Spaß befreite den Fiskal bald von ähnlichen lästigen Kunden.

In kleinen Städten mit wenig Verkehr nach außen genießt mancher sehr simple Kerl oft Jahrzehnte lang eine nicht immer verdiente Popularität. Eine solche populäre Persönlichkeit war in Dorpat z. B. der Fuhrmann Vogt, genannt Koika, der jedem Studenten die Fahrt nach Riga in seinem Planwagen creditirte und sich auch sonst der Studenten annahm, die er sämmtlich duktete; dafür aber ließ er sich von ihnen in einem besonderen Schuldbuch ein Geldgeschenk verschreiben, das der Betreffende an seinem Hochzeitstage oder an einem anderen wichtigen Tage des Philisterlebens auszahlen sollte, was viele Studenten auch ehrlich gehalten haben. Später war Koika durch Waarenschmuggel sehr heruntergekommen und während meiner Studentenzeit wenig mehr bekannt. An seine Stelle als populäre Figur Dorpats trat der Badstüber Lockenberg, genannt Loffus, der es gern hatte, wenn jeder Student in seinem Schuldbuche wenigstens mit einer kleinen Schuld verzeichnet war. Er setzte einstmals den Rector Häffner in große Verlegenheit, als er im Universitätsgerichte, wohin er wegen irgend einer Angelegenheit citirt war, den gestrengen Herrn ungenirt duktete und ihm vorhielt, wie er selbst bei ihm doch lange „Puff“ gehabt habe und jetzt einen armen Studenten Schulden halber hunzen wolle. Er machte in späteren

Fahren eine Reise zu seinem Sohne, dem Pastor Vockenbergh in Nishni-Novgorod, wo er auch bei meinem Schwager Stenbock, dem damaligen Polizeimeister der Stadt, zum Frühstück war. Heimgekehrt erzählte er: die Eisenbahn habe wie Thee gezogen. Der alte Loffus wurde von den Studenten in Dorpat mit allen Ehren und Feierlichkeiten zu Grabe getragen.

Auch erinnere ich mich gern eines hinkenden Stadtkanzlisten Zepernick, des jedesmaligen Spasfmachers bei Vorstellungen auf der Bürgermuffe, an den sich die Taschenspieler oder Marionettenkünstler als an eine persona distincta wandten. Er war so oft wegen seiner im trunkenen Mutho losgelassenen cynischen Späße nach damaliger Sitte mit Pauken und Trommeten zur Hauptthür hinausgeführt worden, aber doch immer wieder durch eine Hinterthür hineingelassen, bis er wegen unanständigen Betragens durch Directionsbeschuß für immer excludirt wurde, was vielen Muffenmitgliedern sehr leid that, da sie den unschädlichen unerschöpflichen Witzbold schmerzlich vermißten. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai kam Zepernick mit dessen Gnadenukas, der eben auf dem Postamte eingetroffen war, athemlos in den Bürgermuffensaal gerannt und rief: „Allen Sündern ist Gnade gewährt worden; auch mir muß sie hier werden!“ Das geschah denn auch, aber gleich wieder betrunken, mußte Zepernick nach kurzem Verweilen wieder hinausstrompetet werden, durfte aber immer wieder durch die Hinterthür zurückkehren. Ich hörte später lange nichts von Zepernick, bis mein Arzt und guter Freund, der ihn im elendesten Zustande und ganz mittellos angetroffen, mich und andere Freunde für ihn um eine Unterstützung in Anspruch nahm, die derselbe nur kurze Zeit überlebte. Das alte Zepernicksche Haus in der schmalen Gasse neben dem Universitätsgebäude nach dem Markte zu wurde, als die Flügel der Universität durch Anbau entstanden, von dieser angekauft und zur Erweiterung des Platzes ganz niedgerissen.

Auf lustige Geschichten suchte ich mich zu besinnen, wenn ich zur Clavierstunde zu Mlle. Hartmann gehen mußte. Diese alte herzensgute Dame stand einer kleinen Elementarmädchenschule vor, und ich wußte ihr so viel Spaszhafes in der Stunde zu erzählen, daß sie herzlich lachen mußte, wodurch denn die Sectionen etwas abgekürzt wurden. Da ich mich auch zu Hause nur nachlässig übte, wurden die Musikstunden nach Jahresfrist wieder aufgegeben, während meine zweite Schwester bessere Fortschritte bei Mlle. Hartmann machte. Einmal hatte ich vor der Hartmannschen Wohnung ein kleines hübsches Mädchen gegen einen Hund schützen können. Sie hatte meinen Namen später erfahren, während mir der ihrige unbekannt blieb. Dieses liebenswürdige Kind sollte später das Glück meines ganzen Lebens machen.

Eine unfreiwillige Berühmtheit erlangte in Dorpat durch seine Druck-

fehler der Buchdrucker Schünmann, ein ziemlich plumper Geselle. Im lateinischen Lectionskatalog der Universität hatte er einmal den Professor Ledebour mit seinen Titeln aufgeführt, auch als equus statt eques, und Mancher mochte dessen Hartnäckigkeit ausgedrückt glauben. Den damaligen Rathsbeamten, späteren Professor Bunge sen. nannte er im Dörptschen Kalender Oberweltherr statt Oberwettherr. Auf dem Titelblatt der jämmerlichen Gedichte des Offiziers v. B. war zu lesen: „Kränze der Erinnerung“ statt „Kränze der Erinnerung“. Unter der dörptschen Zeitung stand einmal als Censor Blöcker statt Bröcker, und ein anderes Mal „Den Dreck erlaubt der Censor B.“ statt „den Druck erlaubt z.“ Ja, ein Witzling behauptete, der Weltgeist selbst dictire dem Buchdrucker Schünmann seine Druckfehler.

Für öffentliche Sicherheit wurde wenig gesorgt. Der Embach bekam erst in späterer Zeit einige eingezäunte Badeplätze, aber ohne Bedeckung. Die Universität ließ später ein größeres Badehaus mit bedeckten Kammern bauen und stellte einen Schwimmmeister an. Auch gingen Privatleute an sich bedeckte Badehäuschen im Flusse zu errichten. Seitdem ertranken selten junge Leute im Embach, der früher jährlich beklagenswerthe Opfer forderte.

Ueber dem sog. Schrammschen Bierkeller, dem ehemaligen Pulverkeller der alten Festung, nicht weit von der Sternwarte auf dem Dom, lustwandelte man früher gern und genoß die schöne Aussicht über die Stadt und ihre Gärten. Aber es war dies nicht unbedenklich, denn der begraste Abhang ließ die Gefahr des Absturzes von der unmittelbar sich anschließenden steilen Höhe der riesigen Kellerwand nicht ahnen. Der Oberlehrer Hachfeldt sah einmal, wie sein kleiner Sohn achtlos nach einer Blume am Rande des Abhangs griff. Es gelang ihm noch den Kleinen im letzten Momente zu erfassen, aber er fiel, wie er mir selbst erzählte, hinterher fast in Ohnmacht in Folge des furchtbaren Schrecks, da denn auf seinen Antrag dort ein hölzernes solides Geländer errichtet wurde, das gegen ähnliche Unfälle fortan Sicherheit bot.

Schnee und Regen wurden in den größtentheils ungepflasterten Straßen der Sonne überlassen wegzuschmelzen und zu trocknen; zum öffentlichen Skandal mußten gelegentlich am hellen Tage liederliche Mädchen, die ihre Gesichter dabei zu verhüllen mußten, in den Straßen fegen.

Die Straße vor unserem Hause am Fuße des Tschelferschen Berges, wie dieser selbst damals ungepflastert, nahm das Wasser von vier dort zusammentreffenden Nebenstraßen auf, und jeder starke Regenguß höhle nicht nur den Berg aus, sondern machte auch diese fünf Straßen unpassirbar. Am Fuße des Berges, gerade vor unserem Hause, lagen beständig Stücke von Rädern unbefschlagener Bauernwagen, die, im Reißaus aus Tschelfer bergab von Schindmähren ohne Gebiß herabgetrieben, dort umgestürzt waren.

Aber auch elegantere Fuhrwerke vom Gute Tschelfer verunglückten dort, und die Beschädigten wurden dann zu uns in das Haus gebracht. Als ich an einem späten dunklen Herbstabend aus meinem Erkerzimmer ein Wimmern auf der Straße vernahm, eilte ich, schon halb entkleidet, hinaus und erblickte eine Droschke umgeworfen, ein paar Damen im Schmutze liegend, einen Kutscher fluchend. Ich bot einer derselben gleich meine Hilfe an. „Helfen Sie meiner armen Schwester,“ rief sie. Die Meinigen waren auch gleich herausgeeilt, und mit Hilfe einiger Pensionäre trugen wir die bewußtlose Dame in unser Gastzimmer, wo sich unsere Mutter um sie zu thun machte. Ich rannte den Berg hinauf zum Doctor Lehmann, den ich am Abend nach Hause hatte fahren sehen. Allein trotz meines Pöchens an Thür und Fenster wurde da nicht aufgemacht; aus Wuth zerschlug ich da ein Fenster, das ich am anderen Tage einsetzen zu lassen mich schämte. Ebenso nahe fast wohnte Doctor Sahmen, und dieser kam gleich. Die hereingebrachte Dame, eine Baronin S., war noch bewußtlos. Eine tiefe Kopfwunde wurde eben verbunden. Die andere Dame, ihre Schwester, Frä. W., wartete ruhig, bis die Reihe an sie kam. Ihr war der Oberarm an zwei Stellen gebrochen; er wurde vorläufig verbunden. Der Kutscher, den ich nach dem Baron S. in die Petersburger Straße geschickt, brachte diesen wohl zu uns, aber keinen Fuhrmann, um die Damen nach Hause zu bringen. Jetzt wurde angelegentlich nach einem Arbeitsbeutel gefragt, der sich weder draußen, noch bei uns im Zimmer finden wollte. Später erwies es sich, daß die bewußtlose Dame den Arbeitsbeutel doch noch krampfhaft festhielt, wo sich glücklicherweise auch die aus Tschelfer mitgebrachten 100 Rbl. noch vorfanden.

Da kein Fuhrmann vorhanden war, machte ich einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Ein Bettrahmen wurde mit Kissen und Decken belegt, die bewußtlose Leidende darauf gesetzt und von mir und unseren Pensionären den ziemlich weiten Weg über die hölzerne Brücke in die S.sche Wohnung in der Petersburger Straße getragen. Die andere Dame mit dem gebrochenen Arm ging zu Fuß nach Hause. Auf der Brücke kam die Erstere plötzlich zum Bewußtsein und rief: „Wohin bringt ihr mich? Ihr führt mich zu Grabe!“ Der Baron darauf: „Nein, Liebchen, du hast dir ein groß Loch in Kopf geschlagen; wir bringen dich von Schulinspector Anders nach Hause.“ Dieselbe Frage und Antwort wurden mit denselben Worten nochmals wiederholt, den jugendlichen Trägern zum großen Amüsement. Ähnliche Hilfeleistungen mußten, so lange der Tschelfersche Berg ungepflastert war, öfters in unserem Hause geboten werden.

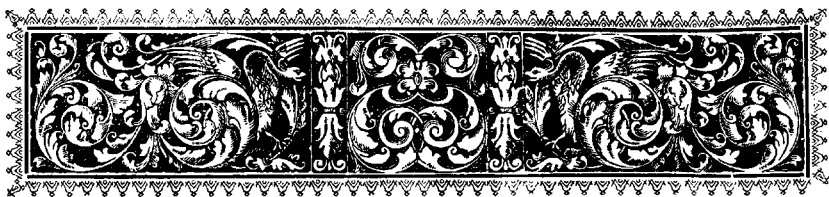
Von manchen wunderlichen Leuten erzählte man damals in Dorpat. So von einem sog. Vielfraß, der, obwohl nicht aus ärmlichen Verhältnissen, sich zu Gaste laden ließ, um seinen fabelhaften Appetit beim Mittagessen

zu produciren. Von einigen anderen Personen wurde erzählt, daß sie in der Gesellschaft in der Zerstreuung oder aus anderen Gründen Allerlei einsteckten, was ihre Angehörigen dann wieder zurückschickten. Ein Solcher hatte einmal Citronen in seine Tasche gesteckt, die zu einem Punsch bestimmt waren. Der Wirth, meines Vaters Freund, der die vermißten Citronen in in der Tasche des Diebes fühlte, goß demselben eine ganze Flasche Rum in die Rockschöße mit den Worten: „Zu den Citronen gehört auch der Rum.“

Von auffallenden Persönlichkeiten erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren noch eines Majors v. N., den ich bei meinem Onkel Jacob, dem Militär, an dessen Gesellschaftsabend sah. Er hatte im großen deutsch-russischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. ein Kosakenfreicorps gebildet, von dem er mir selbst freilich erzählte, daß seine Kosaken, wo sie auf ihrem Zuge Silbernes antrafen, dasselbe einzustecken mußten. In Kaiser Pauls I. Zeit hatte er um einen Urlaub zu einer Reise nach Estland gebeten, wo er ein elterliches Gut geerbt hatte. Als Kaiser Paul den Urlaub versagte, weil schon viele Offiziere beurlaubt waren, bat N. auf Grund seines adeligen Privilegiums (по праву дворянства), in Friedenszeit aus dem Dienst treten zu können, um seinen Abschied, wurde aber ohne Weiteres in die Kasematten der petersburger Festung gesteckt, wo er ein halbes Jahr mit einem gemeinen Soldaten zusammen saß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß das Kettengerassel über ihm anzeige, die Ketten würden den Gefangenen abgenommen, damit dieselben nach Sibirien geführt werden sollten. Eines frühen Morgens wurde er (N.) aus seiner Zelle hinausgeführt vor die Gefängnißbehörde. Dort händigte man ihm die bei seiner Inhaftirung ihm abgenommenen Sachen richtig ein; dann wurde er mit verbundenen Augen auf die Straße geführt und dort entlassen mit der Bemerkung, er sei frei. Draußen kam ihm nach Halbjahresfrist Alles verändert vor. Unter den Menschen auf der Straße bemerkte er eine große Aufregung und sah Manche einander umarmen und küssen. Auf seine Frage was das zu bedeuten habe, erfuhr er, der Kaiser Paul sei in der vergangenen Nacht gestorben und der Großfürst Alexander jetzt Kaiser. Allmählich dreister geworden, mußte sich N. beim Generalgouverneur Grafen Pahlen Zutritt zu verschaffen und wandte sich an denselben mit der Frage, warum er überhaupt inhaftirt worden. Pahlen aber fertigte ihn mit dem kurzen Bescheide ab, er möge sich innerhalb 24 Stunden aus Petersburg packen, was er denn auch schleunigst that.

(Fortsetzung folgt.)





Meine Jugendzeit war eine Zeit großer Rührung. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gefellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie erträug' er es dann!“ — Auch zu Freudenthränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schulz'sche Gut Kidijärw abgeholt wurden, nahmen unter Thränen auf drei Tage von einander Abschied, wie wenn Jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.

Bei den holperigen Landstraßen und Dorfswegen wurde überhaupt wenig gereist; man begnügte sich mit der nächsten Umgebung. Mancher städtische Bürger, der ein Pferd und eine breite Droschke hielt, kutschte selbst seine ganze Familie, um im nahen Tschelfer, dem sog. Weißen Roß, oder in Rathshof mit den Seinen im Grünen oft wenig schmackhaftes Bier oder Meth aus dem dortigen Krüge zu trinken. Auch L.S., unsere liebsten Bekannten, hatten im Tschelferschen Dorfe Plegilisse sich ein Lusthäuschen und eine Regelpbahn erbaut, wohin sie an Sommertagen hinausfuhren, während mein Vater mit seiner Familie zu Fuß dorthin ging.

Als wir einmal am Spätabend heimzogen und ich den Anderen nach-eilte, wurde ich von einem stattlichen Ziegenbocke wiederholentlich umgeworfen, den ich einige Stunden zuvor durch Steinwürfe erbittert hatte, als er sich in der Herde so stolz gegen einen anderen Ziegenbock streifte. (Auf dem



Fechtboden der Universität wurde ich später bei Pauereien bisweilen an diese würdevollen Kämpfen erinnert.) Ein anderes Mal ging ich mit dem alten T. hinaus, der gerade bei guter Laune war und mir aus einem großen ledernen Geldbeutel einen silbernen Fünfer oder Zehner versprach, wenn ich ihm ein kleines Rechenexempel rasch und richtig im Kopfe ausrechnen würde, was mir auch glücklich gelang. Das Silberstückchen glaubte ich am besten im Munde zu verwahren, schluckte es aber leider herunter und war sehr unglücklich darüber, bis es auf natürlichem Wege wieder herauskam. Ich war sehr froh, über diesen wohlverdienten Lohn frei disponiren zu können. Mit dem blanken Silberrubel, den ich von den Eltern zu jedem Geburtstag bekam, war das anders, weil dieser für meine Kleidung verwandt wurde.

Meine fleißigen älteren Schwestern wußten sich Taschengeld durch geschickte kleine Handarbeiten selbst zu verdienen. Als Schülerinnen der Töchterschule verstanden sie es auch, mit ihren hübschen Schulfreundinnen gar zierliche Blumen bei uns anzufertigen und zu coloriren. Ich sah dem wohl auch gerne zu, aber wenn sie sich vor mir in einen alten Wagen, der in einer Baracke auf dem Hofe stand, zurückzogen, erschreckte ich sie noch lieber durch Steinwürfe auf die Wagenthür oder die Räder und lachte laut über ihr erschrecktes Geschrei. Ich mochte damals wohl recht unliebenswürdig sein, daran war aber wohl auch der Mangel an einer Freiheitsphäre schuld, da ich in all meinem Thun und Lassen durch strenge Vorschriften sehr eingeengt und beschränkt war.

In der Büchersammlung meines Vaters durfte ich eigentlich nicht kramen. Dort hatte ich mir einmal, von einer Sprosse des Repositoriums herabfallend, eine Wunde gerissen, von der ich noch lange Jahre auf der Stirn eine weiße Narbe trug. Eines Tages aber erwischte ich dort ein Duodezbandchen mit lateinischen Lettern, ohne Titelblatt; wie ich aus der Lectüre allmählich ersah, Schillers Johanna von Orleans. Ich suchte einen Versteck in dem Wagen der alten Baracke und vertiefte mich schnell in diese romantische Tragödie. Schon Johannas Monolog im Vorspiel riß mich hin: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ u. Nach dem zweiten Acte, den ich noch immer heimlich las, konnte ich es nicht mehr aushalten; meine Augen waren vom Weinen verquollen, ich fühlte es wie ein Stück im Halse, ich mußte die Schlußworte des Ganzen zum Voraus lesen: „Wie wird mir, leichte Wolken heben mich, der schwere Panzer wird zum Flügelkleide, kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“ Diese Worte sind mir seitdem im Gedächtniß geblieben, und damit gewann ich eine bleibende Schwärmerei für deutsche Dichtung.

Das half mir über Manches hinweg. So konnte ich es jetzt auch leichter verschmerzen, daß wir keinen Weihnachtsbaum hatten, wie andere

Kinder, obwohl mein Vater nicht hinderte, daß uns von Fremden zwei Mal ein Weihnachtsbaum unerwartet ins Haus gestellt wurde. Der gute Vater, ein Rationalist vom reinsten Wasser, wußte mit dieser Feier keinen vernünftigen Sinn zu verbinden und machte uns lieber zu Neujahr kleine Geschenke. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Rousseaus, aus dessen Emile ich Auszüge in deutscher Sprache von seiner Hand gesehen habe. Das klassische Zeitalter der Franzosen stellte er sehr hoch und darnach richtete sich seine Geschmacksbildung. Die neueren Franzosen mochte er weniger. Besonders gern aber las er französische Memoiren, wie er denn in der Geschichte, besonders der neueren, sehr bewandert war. Mit der Kantischen Philosophie wohl bekannt, ein Verehrer von Goethe, Schiller, Herder und Wieland, wußte er mich früh durch seine Unterhaltung geistig anzuregen, insbesondere für das Studium altgriechischer Literatur und Kunst. Er las die griechischen Historiker und Dichter in deutscher Uebersetzung, und ich weiß nicht, ob oder wie viel er Griechisch verstand. Aber die französische Literatur liebte er und sprach die französische Sprache, empfahl auch sehr französische Urbanität und Sitte und gestattete uns Kindern nicht, die Eltern und älteren Verwandten wiederzudugen, was er *grossièreté allemande* nannte, ich aber als einen Mangel an Zutraulichkeit empfand.

Obwohl mein Vater in dem burschikosen Jena studirt hatte (von dem Zachariäs „Renommist“ so hochtrabend zu erzählen weiß) und obwohl sich in seinem Stammbuche die Namen vieler Commilitonen fanden, war er doch allem burschikosen Wesen in Dorpat sehr abhold. Freilich trieben es die Studenten der ersten Zeit auch sehr arg. Das stehende Theater hieselbst, von dem ich als Knabe auch noch einige Vorstellungen angesehen, mußte aufgehoben werden wegen der Intriguen der Studenten mit den Schauspielerinnen, und freche Reime, mit Bleifeder auf die Dombänke geschrieben, meldeten gelegentlich mit Namensnennung die Folgen ihrer Liebesverhältnisse. Auf den Bällen der Bürgermüsse war ewiger Skandal. Auch wurde einmal eine Prügelei der Studenten mit russischen niederen Kaufleuten so wüthend auf der steinernen Brücke fortgesetzt, daß die Letzteren einen Kurländer, stud. R., schon über den Rand der Brücke gehoben hatten, um ihn im Embach zu ertränken, wovon sie nur auf die flehentliche Bitte eines Pedells abstanden. Einem der gemißhandelten Kaufleute kostete die Prügelei nach ein paar Tagen das Leben. Am anderen Vormittag sah ich auf der Brücke tellergroße Spuren geronnenen Blutes. Einige Hauptanstifter dieses Greuels wurden relegirt oder erhielten Festungsarrest. Der Besuch der Bürgermüsse wurde den Studenten unter Androhung der Relegation verboten, aber später oft genug umgangen, da die Handwerkerkötcher lieber mit Studenten als mit Handwerksgefelln tanzen mochten. Die Studenten durften auch eine goldgestickte

Uniform tragen. Um so mehr contrastirte der Anblick eines Studenten, den ich mitten am Tage in vielbesuchter Straße hinter dem Rathhause in weißleinenen Unterhosen und rothen Pantoffeln, im bunten Schlafrock, dem wesentliche Partien fehlten, den Pauthelm auf dem Kopfe und den Hieber in der Hand, begleitet von anderen Commilitonen, die mit Knotenstöcken oder Keulen bewaffnet waren und unanständige Lieder sangen, ungenirt einherschreiten sah, ohne daß Bedell oder Polizei sie hinderte. Ja, es wurde erzählt, daß beim Verbrennen der Fackeln nach einem solennen Fackelzuge auf dem sog. wilden Dom ein Student, der begrabenen Burschenfreiheit zu Ehren, seine ganze Kleidung in die lodernnden Flammen geworfen und baar und blank heimgekehrt sei, wo ihm die bei diesem Anblick entsetzte Hausmagd die Thür hatte öffnen müssen.

Auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen schubsten sich streitsüchtige Studenten mit ihren Commilitonen oder mit Handwerksgefelln und riefen, wenn sie dabei den Kürzeren zogen, ihre Kameraden zu Hilfe, was man Knotenhegen nannte. Diese Rohheiten kommen jetzt gewiß selten oder gar nicht mehr vor, seitdem die Söhne der Handwerker, statt das Gewerbe des Vaters fortzusetzen, häufig die Schulen und die Universität durchmachen, um als Gelehrte oder Beamte ihr Fortkommen zu suchen, während die Töchter die Töchterchule mit dem Gouvernantenexamen beenden, womit sie sich ebenso eine Stellung im Leben sichern. Diese gebildeten Kinder wissen dann auch einen gebildeteren Ton im Hause aufrecht zu erhalten, schließen aber unvermeidlich die Werkgefelln vom bisherigen Leben in der Familie ihres Meisters aus; und ich habe später junge Handwerksmeister in Dorpat sagen hören, daß sie, um Frauen zu bekommen, sich nach den kleineren Städten wenden mußten, weil die dorpater Handwerkerstöchter auf studirte Heirathscandidaten rechneten.

Als Secundaner der Kreisschule machte ich die Bekanntschaft eines hübschen Knaben derselben Klasse, Fritz Körber, Sohn des Predigers Körber, und wurde als guter Kamerad des Sohnes für die Ferienzeit in das gastliche Predigerhaus zu Wendau eingeladen. Der Pastor hatte sich die Einwilligung dazu von meinen Eltern selbst erbeten. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, wo ich, zum ersten Male von meinem Elternhause getrennt, unter fremden Hausgenossen mich zu bewähren hatte. Der Pastor setzte es bei meinen Eltern durch, daß ich die ganze Ferienzeit in Wendau zubringen durfte, wo man mich sehr liebevoll wie einen Sohn des Hauses behandelte. Zwar kam mir dort Alles sehr verschieden von dem vor, was ich in der Stadt gesehen und erlebt, allein ich fand mich schnell dahinein und wurde während meiner ganzen Schul- und Studentenzeit zu den Festtagen und in den Ferien freundlich dort empfangen.

Nur 22 Werst von Dorpat entfernt war Wendau leicht für mich erreichbar und ich wurde mit den Körberschen Söhnen zusammen dorthin abgeholt, die allmählich auch in meinem elterlichen Hause heimisch wurden.

Alle Glieder der Körberschen Familie waren musikalisch, und ihr Gesang wurde durch den tiefen Baß des Pastors sehr unterstützt, der sogar in der dorpater Johanniskirche die ganze Gemeinde übertönt haben soll. Er war ein großer stämmiger Mann, der als jenaer Student auf einer Abbildung des Auszuges der jenaer Studenten mit einem Streithammer in der Faust abgebildet war, wie er mir selbst gezeigt hat. Ein großer Alterthümeler, mit ausgesprochener Liebhaberei für alles in dieses Fach Schlagende, hatte er ganze Bände von Collectaneen über livländische Geschichte zusammen gebracht und besaß ein Raritäten- und Naturalien cabinet in einem achteckigen Lusthäuschen seines Parks, das er gern auch Gästen vorzeigte. Er führte auch nach wissenschaftlichen Werken eine Topographie des alten Jerusalem auf einem Thongrunde aus, woran er viele Jahre arbeitete, indem er die Gebäude aus Alabaster schnitzte. Seine Frau, die Pastorin, war eine kleine magere Frau von energischem Charakter und durch ihre Persönlichkeit dem Manne offenbar weit überlegen. Ich erfreute mich bald ihrer Gunst, sie ließ mich gern vorlesen, selbst Predigten, und wußte unsere Unterhaltung, obgleich sehr langsam sprechend, doch immer anzuregen und belehrend zu machen. Die älteste Tochter Pauline war ein seelenvolles Geschöpf, sang und dichtete sehr artig, sorgte liebevoll für Alle im Hause und zog später in die Stadt, um ihre Brüder, die Gymnasiasten, unter ihrer Pflege zu behalten.

Wir Knaben arbeiteten auf dem Lande Vormittags fleißig an unseren Schul- und Ferienaufgaben, badeten in dem nahen Teiche und schwammen in demselben umher, gingen mit den Mädchen zusammen spazieren oder ich las abends vor. Zuweilen wurden wir auch in die Nachbarschaft geladen, oder hatten von dort oder auch von der Verwandtschaft Besuch, und ich hatte nie das drückende Gefühl, ein Fremder zu sein. Auch machte ich mit der Familie einen Besuch beim Schwager des Pastors, dem Pastor Hehn in Odenpäh, einer reizenden Gegend, und wurde dort ebenfalls liebevoll aufgenommen. Ja, die Söhne des Pastors Hehn, obwohl jünger als ich, wurden mir später sehr liebe Freunde. Jetzt ruhen sie längst unter der Erde. Der alte Pastor Hehn wurde mein besonderer Gönner und mein Weg führte mich oft auch später dorthin in die reizende Gegend und zu diesen braven Menschen.

Aus jener Schul- und Studentenzeit ist mir noch manche Scene, die ich im Wendauschen Familienkreise erlebt, in lebhafter Erinnerung. Zu den Winterferien wurde ich von dem ältesten Sohne des Hauses dorthin abgeholt und in den schönen Weihnachtsfeiertagen las uns der Pastor eine launige

Erzählung von Theodor Amadeus Hoffmann in seiner gemüthlichen Weise vor, nachdem wir zuvor mit Kaptschello regaliert worden; es war „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ In den Ofterferien wurde ich einmal — es war am 1. April und stürmisches Wetter — beauftragt, eine alte Kniendroschke, die des Weges gezogen kam, anzuhalten und die darauf sitzenden Herren und Damen aufs Pastorat zum Frühstück zu laden. Die Damen waren sehr verschleiert, die Herren sehr gegen den Wind verhüllt. Ich richtete meinen Auftrag zierlich aus, eilte nach Hause, kleidete mich um und erschien beim Frühstück, wo ich die Gesellschaft noch ebenso eingehüllt fand, bis plötzlich Alle in ein helles Lachen ausbrachen. Es waren die Hausgenossen selbst, die sich diesen Aprilspas mit mir erlaubt hatten, da sie nur zu wohl wußten, daß ich, erfüllt von der Wichtigkeit meines Auftrages, weder die Equipage, noch die Pferde, noch auch meinen Schulkameraden Fritz, der unverkleidet auf dem Bocke saß, beachten würde. Derartige Scherze kamen öfter vor.

Beim Vorzeigen seiner Alterthümer an Fremde setzte der Pastor sich selbst einmal einen Ritterhelm auf, bekam denselben aber nicht wieder herunter, weil eine Feder zugeschnappt war, was ihn nöthigte, sogleich nach Dorpat zum Schlosser zu fahren. Dorthin war er auch einmal geladen worden, um eine Inschrift auf einem Brette, das bei Renovation des Inneren der Johanniskirche gefunden worden, zu erklären. Als er sich dort einfand, wies ihm der Baumeister Geist, ein Riese an Gestalt, der von seiner Heldestärke selbst viel zu erzählen wußte, nur das glatt gehobelte Brett noch vor, was den getäuschten Pastor zu dem Ausrufe nöthigte: „Sie sind wohl ein langer Geist, aber kein großer Geist!“

Als ich 12 Jahre alt war, lernte ich bei der Taufe eines Sohnes im Pastorat Wendau mehrere Verwandte der Familie kennen, darunter einen französischen Sprachlehrer D. aus Reval, der von dem Brande der Olai-kirche sehr lebendig zu erzählen wußte. Als er von der Schwester des Pastors das Jawort erhalten, mußte er gerade in dringenden Geschäften zu Fuß nach Dorpat gehen und versprach seiner Braut, die ihn erwarten wollte, noch vor Nacht wieder in Wendau zu sein. Bei der Rückkehr fand er die Fähre am jenseitigen Ufer des Embach und bemühte sich vergebens, den Fährmann herbei zu rufen, der zweifelsohne im gegenüberliegenden Krüge schlief. Kurz entschlossen hatte er sich erst gehörig ausgeruht und war dann, seine Kleider in der Linken haltend, mit der Rechten die Wellen theilend, über den Embach geschwommen, hatte die noch übrigen 12 Werst wieder zu Fuß zurückgelegt und seine harrende Braut noch mit einer Umarmung erfreuen können. Ich bewunderte diese Heldenthats der Romantik und dachte an Schillers Hero und Væander.

Damen, die an schönen Sommertagen aus dem nahen Kurrista auch wohl zu Fuß nach Wendau kamen, einmal sogar im Maskenkostüm, ließen sich gelegentlich auch auf einen improvisirten Tanz ein. Ich führte bei solch einer Gelegenheit eine Mazurka auf, kniete dabei nach polnischer Sitte nieder, wirbelte meine Dame ein paar Mal um mich herum und küßte ihr beim Aufstehen zierlich die Hand, wofür ich von den Tänzern nachher sehr gelobt wurde. Ich glaubte auch meine Sache sehr gut gemacht zu haben, hörte aber dann zu meinem nicht geringen Aerger, daß meine Tänzerin zu dieser Huldigung höhnißch gelacht habe. Die jungen Damen schnitten gern im Park ihre Namen in die weiße Rinde der schlanken Birken zum Andenken ein. Wir Knaben unterließen nicht, Jeder unter dem Namen seiner Lieblingsdame ein von einem Pfeile durchschossenes Herz und darunter den eigenen Namen einzuschneiden, mußten aber zu unserem Verdruß erfahren, daß manche der jungen Damen diese zarte Huldigung übel genommen hatte, denn wir fanden entweder das Herz ganz ausgerissen oder den Namen eines der Betheiligten, der Dame oder ihres Huldigers. Da ich nicht hüßlich, nur manierlich und unterhaltend war, konnte ich diese Chicanen der jungen Damen mir wohl erklären und wußte mich in mein Schicksal zu finden, sie ärgerte mich mehr in Betreff meiner schmucken Kameraden. Vielleicht hatte aber auch die gütige und immer kluge Pastorin in aller Stille selbst diese Rasur an den betreffenden Birkenstämmen vorgenommen.

Mein Jugendkamerad Fritz Körber sollte leider schon in jungen Jahren als Student am Typhus sterben, als er eben fleißig zum ersten medicinischen Examen arbeitete, unmittelbar nach einer Landfahrt, die er mit mir nach Pastorat Odenpäh unternommen. Ich hatte manchmal gegen ihn die Ahnung ausgesprochen, daß ich jung sterben würde, was er mir immer auszureden suchte, indem er meinte, da wir Beide regelmäßig und ohne uns zu verweichlichen lebten, müßte uns der Gedanke an den Tod fern liegen. Auf dem halben Rückwege trennten wir uns freundlich; ich fuhr auf seiner Reitedroschke nach Dorpat, während er sich auf dem Pferde, das ich bisher geritten, auf den Weg machte, um seine Eltern im Pastorat W. zu besuchen. Kaum 30 Schritte von mir entfernt, hatte er sich plötzlich so unwohl gefühlt, daß er mich zurückrufen wollte, hatte dies aber überwunden und war spät in der Nacht bei den Seinigen angekommen, schon mit dem sicheren Vorgefühl, daß er am Typhus sterben würde. Nach Dorpat gebracht und sorgfältig behandelt, erlag er doch der Krankheit, und ich hatte auf dem Klinikum, von wo er zum Familienbegräbniß nach Wendau gebracht wurde, Worte des Andenkens an seinem Sarge zu sprechen, fuhr auch nach Wendau hinaus zu seiner Beerdigung, wo eine Feier in der Kirche stattfand und ein geistliches Lied, von einer jungen Cousine Frä. M. auf dem Orgelchore

gesungen, viele Herzen rührte. Alle, die ihn kannten, waren dem wackeren Jüngling zugethan gewesen.

In meine Kreischülerzeit 1817 fiel das 300jährige Reformationsfest, das auch in unseren Ostseeprovinzen feierlich begangen wurde. Damals war ich 11 Jahre alt und konnte der Reformationspredigt in der Johannis-kirche und den akademischen Reden in der Aula der Universität mit Begeisterung zuhören. Besonders interessirte mich ein Vortrag des Professors Morgenstern, ein Vergleich der drei Reformatoren Luther, Melanchthon und Erasmus, den ich zu Hause mir abgefürzt aufzusetzen suchte, womit mein Vater sehr zufrieden war. Diese Rede Morgensterns habe ich nach einer Reihe von Jahren noch einmal von ihm in seinem Hause wiederholen gehört, als er eine Abendversammlung von Professoren, zu der auch ich als Gast geladen war, bei sich hatte. Einmal monatlich wurde abwechselnd ein solcher wissenschaftlicher Vortrag bei einem Professor gehalten. Morgenstern konnte den seinen über die drei Reformatoren ziemlich unverändert als neu wiederholen, da Niemand außer mir 1817 dem Reformationsfeste beigewohnt hatte und ich mich wohl hütete, letzteres zu verrathen. Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritirten Professors sehr befriedigt.

Unterdeß waren Familien- und andere Ereignisse eingetreten, die auch auf mein eigenes Leben ihren Einfluß übten.

Während eines Besuches im Pastorat Wendau war meine hochbetagte Großmutter gestorben, die wir alle so liebten und verehrten. Auch mir war immer so heimisch bei ihr, wenn sie am Fenster neben dem Geranium saß, mit einer dicken ledernen Fliegenklappe in der Hand, oder ihr trautes Stübchen mit einem Trichter Wachholderharz gemüthlich räucherte, ihrer freundlichen Wirthin immer ein „sche“ an den Namen hängend: Frensche statt Frey; oder mit der Magd und anderen Leuten niederen Standes plattdeutsch redend, das jetzt gar nicht mehr in Dorpat zu hören ist. Dagegen waren drei Kinder meiner Vaterschwester Wieberg aus Wallk hierher in Pension gekommen, und ihre verwitwete Mutter folgte ihnen später nach, bei meinem Onkel Jacob wohnend. Sie suchte hier durch eine magnetische Cur Heilung zu finden, starb aber bald. Des Zusammenseins mit den beiden Cousinen und dem Vetter freuten wir uns sehr.

Ich war jetzt 13 Jahre alt und das Jahr 1819 wurde auch für mich bedeutungsvoll, zunächst dadurch, daß ich in das Gymnasium übertrat.

Der Director des Gymnasiums, unser Nachbar Rosenberger, war ein kleiner magerer Mann, wohlunterrichtet und in Prima Horaz' Satiren mit Geist erklärend. Er war wohlwollend, und auch seine Pensionäre hatten ihn und seine Frau gern.

Der Oberlehrer der deutschen Sprache war Hermann aus Sachsen, ein sehr wackerer Mann, der auch mein inspicirender Lehrer und mein Gönner wurde. Bei den Aufträgen, zu denen er uns das Thema ertheilte, gab ich mir besondere Mühe, aber andere Schüler brachten mit weniger Anstrengung bessere zu Stande. Die Declamirübungen schienen Hermann mehr zu langweilen, besonders in der Sommernachmittagsstunde von 2—3, wo ich einmal, ein Stück aus Schillers Glocke declamirend, da meine Stimme sich gerade brach, die Worte: „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus!“ so laut ausstieß, daß die schläfrigen Mitschüler emporfuhren und Hermann selbst, vielleicht auch erwachend, ausrief: „Nun, Gott bewahr' uns Alle!“ Für deutsche Literatur und Poesie wußte er trotz monotonen Vortrages sehr anzuregen, und ich habe, von ihm für Klopstocks Oden begeistert, diesen heutzutage fast ganz vergessenen Dichter meinen Schülern später durch ausdrucksvollen Vortrag lieb zu machen gewußt. Hermann war, wie gesagt, mein inspicirender Oberlehrer und mir gewogen. Einmal, wo er die deutschen Aufsätze corrigirte und hinter seiner Thür ein estnischer Bettler lange kläglich quiente, hörte ich den Oberlehrer die Thür ein wenig öffnen und rufen: „Da hat er, da hat er! nicht aus Mitleid — aus Ekel, aus Ekel!“

Der Oberlehrer des Griechischen, Birgensohn, wußte uns besondere Vorliebe für dieses Fach beizubringen, und in seinem geselligen Hause habe ich später viel Freundlichkeit genossen. Der Oberlehrer des Latein, ein Schwede Malmgren, der in Upsala Theologie studirt hatte, war ein echter Schuldespot, aber ein tüchtiger Lehrer, der auch mit meinen Leistungen in der Sprache so zufrieden war, daß er mich in der allgemeinen Censur unter den besten Schülern nannte. Ja, als ich, Primaner geworden, meine Reise nach Petersburg in freigewähltem Aufsatz in schwungvollem Latein einreichte, erhielt ich zwar mündlich die boshafte Bemerkung, die Schwingen seien mir noch nicht gewachsen, aber das schriftliche Urtheil lautete: *His mihi spem fecisti, ut aliquando optime latine scripturus sis*, d. h. hierdurch (durch diesen Aufsatz) hast du mir Hoffnung gemacht, daß du einmal sehr gut Latein schreiben wirst. Aber meines Betragens wegen tadelte er mich öfters mündlich und sogar schriftlich im Klassentagebuch, obwohl ich mir einer Vernachlässigung gegen ihn nicht bewußt war. Er glaubte sich wohl um so mehr dazu berechtigt, als er lange Zeit auch die Religionsstunden hatte, wo er jedem Schüler gern sein Wochensündenregister vorhielt.

Sein rationalistischer Sinn gestattete es ihm sogar einmal zu sagen: „Man sagt wohl, du sollst auch deine Feinde lieben; aber ich habe es immer damit gehalten: Liebe deine Freunde und hasse deine Feinde.“

Malmgren hatte nur, spärliches Haar, das er mit einem Kämmchen



bis zur Stirn gezogen trug, bis er eines Tages ganz verjüngt mit einer Perrücke in der Klasse erschien. Er richtete darauf in der Religionsstunde an einen malitiosen Schüler die Frage, was Scheinheiligkeit sei. Dieser, wie zufällig nach dem Kopfe greifend, antwortete: „Wenn man seine Hauptsünden verdeckt.“

Als ich einmal in der lateinischen Stunde meinem von ihm gequetschten Nachbar nicht vorsagen konnte, gleichzeitig aber über den mir leise mitgetheilten Einfall eines anderen Nachbarn lächelte, fuhr Malmgren über mich los und setzte auf meinen Censurzettel unter die Rubrik Ordnung und Regelmäßigkeit: „Er zeigt Schadenfreude bei den Schwächen seiner Mitschüler, sonst gut.“ Der Censurzettel wurde in öffentlicher Schulversammlung vorgelesen, in Gegenwart zweier Revidenten, die mich noch ihrerseits ermahnten. Ich mußte ihn auch dem Director später wieder vorzeigen, nachdem mein Vater „Mit Betrübniß gelesen“ darunter geschrieben hatte. Da derselbe mir aber nur die mündliche Bemerkung machte, daß er diese Eigenschaft bisher an mir nicht wahrgenommen, mußte ich denken, daß er an die Richtigkeit jenes Vorwurfs nicht recht glaube.

Erst bei meinem Abiturientenexamen bezeugte Malmgren mir seine volle Zufriedenheit, indem er hinzufügte: „Sie wissen wohl, wir haben immer mit einander etwas zu flicken gehabt, aber Sie wissen auch: Was sich liebt, das neckt sich.“ Weder ich noch meine Mitschüler konnten diese plötzliche Gewogenheit begreifen.

Später wurde ein besonderer Oberlehrer der Religion in der Person des gläubigen Theologen Carlblom angestellt, der, ein Inländer, in würdigster Weise seine Lehrthätigkeit ausübte und auch persönlich sehr geachtet war.

Der Oberlehrer der Geschichte und Geographie war Hachfeldt, ein Hannoveraner, der besonders die alte Geschichte sehr anregend vorzutragen wußte. Er war sehr populär bei den Schülern. Einmal gab er einem Schüler, von dem er glaubte, daß er seinen Nachbar unter dem Tische ins Bein kniff, in der Klasse eine Ohrfeige. Er hatte sich aber in der Person versehen, und als sich nun der wirkliche Thäter meldete, rief Hachfeldt dem Geohrfeigten zu: „Hau mir eins wieder!“ was diesem und der ganzen Klasse Freudenthränen entlockte. In späteren Jahren trat er manchmal nachmittags berauscht in die Klasse, und sein Blick war dann so wild, daß er mir einmal, als ich ihn darauf fest ansah, dies bemerkend, zuschrie: „Anders, sehen Sie mich nicht an! Sie haben einen teuflischen Blick!“

Der Oberlehrer der Mathematik, Lange, der früher tüchtig gewesen sein soll, war damals bereits ein abgängiger Mann. Ich habe weder bei ihm noch seinem Nachfolger Sokoloffsky etwas geleistet, aber die Schuld lag an mir. Mein jüngerer Bruder dagegen legte bei dem Letzteren so viel

Ehre ein, daß er einen Beweis in der Geometrie nach ihm als dem Erfinder nannte.

Der französische und der russische Lehrer waren dieselben, die ich in der Kreisschule gehabt hatte. Sie mußten in der Klasse keine rechte Ordnung zu halten. Der russische Lehrer berief z. B. vergebens den langen Tertianer W., einen Pensionär des Directors Rosenberger, als dieser mich trotz meines Widerstrebens plötzlich von meinem Plaze aufs Katheder trug, um mich dort zu kuscheln wie die Amme das Kind: „Lassen Sie doch klein Anders in Ruh!“

Dieser lange übermüthige Bengel, Sohn eines güterreichen Edelmanns, hatte bei Rosenbergers durch Spielen mit Feuer an einer großen Düte Pulver Gesicht und Hände so verbrannt, daß er wochenlang zu Bette liegen mußte, bis sich das wilde Fleisch wieder renovirt hatte. Ein anderer Pensionär, dem die Stirn durch die Explosion verlegt wurde, delirirte die ganze erste Nacht. Mit den Rosenberger'schen Kindern im Nebenzimmer spielend, war ich dieser Gefahr glücklich entgangen, wegen meiner dringenden Warnung von W. kurz vorher noch arg verhöhnt.

In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat der Uebergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Curator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie Dieser oder Jener so plötzlich umzuschlagen verstanden.

Der von Lieven protegirte Director der Petrischule in Petersburg, Schubert, hatte das sog. Herzenbuch geschrieben, wo illustriert alle moralischen Gebrechen (aus dem Herzen) in greulichen Thierleibern entströmten. Dies Büchlein wurde auf höheren Befehl auch im Gymnasium verbreitet, ebenso die sog. sieben Worte der Schule, die wir abgeschrieben dem Director vorzeigen mußten. Der Oberlehrer Hermann leitete die Vertheilung des Herzenbuchs mit den ironischen Worten ein, Seneca sage, es gäbe kein Buch, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Es kamen damals in christlichen Kreisen merkwürdige Dinge vor. So hielt z. B. eine Dame aus guter Familie, eine sehr phantastische Person, in ihrem frommen Eifer Christi Kreuzestod zur Versöhnung Gottes nicht für hinreichend und wollte im Verein mit ihren Gesinnungsgegnossen ihre eigene ältere Tochter Adele als neues Opfer schlachten lassen. Diese aber, Unrath witternd, entfloh bei Zeiten zu ihren anderen Verwandten. Die bekannte Schriftstellerin Frau von Krüdener, die nach der weltlichen Rolle in jungen Jahren jetzt die christlich-pietistische mit eben so glücklichem Erfolge

durchzuführen und dem Kaiser Alexander I. die Idee des heiligen Bundes so ergreifend ans Herz zu legen mußte, gab auch in Dorpat christliche Vorstellungen, zu denen sich auch einige Gymnasiasten drängten. Meine Meinung, daß Alles Charlatanerie sei, fand kein Gehör. Als ich später die Valérie der Frau v. Krüdener las, die zum Theil ihre eigene Lebensgeschichte enthält, bedauerte ich sehr, die berühmte Frau nicht wenigstens von Angesicht gesehen und gehört zu haben, was ja ganz unabhängig von meiner religiösen Ueberzeugung hätte geschehen können.

Ihre Valérie hatte Frau v. Krüdener dadurch in ein paar Tagen in Paris in Aufnahme gebracht, daß sie, sobald der Roman gedruckt war, in Magazinen, wo sie sich nicht gekannt wußte, nach Modeartikeln à la Valérie fragte. Die erstaunten Modehändler, die von ihr erfuhren, daß Valérie der Titel des neuesten Furore machenden Romans sei, nannten nun Alles à la Valérie.

Ihre Gegner erzählten amüsante Anekdoten; unter anderen folgende: Ein eleganter russischer Gardeoffizier, nach dem Sturze Napoleons mit den Allirten in Paris zurückgeblieben, hatte Frau v. Krüdener damals stark den Hof gemacht, war später aus dem Militärdienst getreten und Gutsbesitzer geworden. Auf einer Reise ins Ausland traf er die Vielverehrte in einem besuchten deutschen Badeorte an, wo sie auch ihre christlichen Vorstellungen gab. Er fand sich zu einer von ihm nachgesuchten Audienz allein bei ihr ein und mußte eine Weile dort antichambriren, bis sich bei aromatischen Düften eine sanfte Musik hören ließ, die sein Herz, wie er glaubte, empfänglich stimmen sollte. Als endlich der sternbesäte Vorhang wie von unsichtbaren Händen zur Seite geschoben wurde, stand sie, mit den Spuren der Schönheit im verklärten Antlitz, wie eine Heilige in himmelblauem Gewande mit frommgeschlichtetem Haare da, ihn mit holdseliger Geberde heranwinkend, daß er knieend ihren Segen empfangen möge. So lange hatte er sich ganz ernst erhalten, nun aber, auf seinen Schmeerbauchweisend, gab er zur Antwort: „Sie wissen wohl, meine Gnädigste, vor Zeiten — aber jetzt kaum vor Gott!“ worauf sie, unwillig ihn zurückweisend, wieder verschwunden sein soll.

Ein Protegé der Frau v. Krüdener, der Ausländer Schindler, der in den zwanziger Jahren durch ihre Verwendung in Dorpat studirte, erzählte mir, daß die Schaaren, die ihr folgten, mit wenig Brod von ihr ernährt wurden, auf ihr Gebet aber das Fehlende doch immer sich ersetzt fand, indem mitleidige Menschen es heimlich hinzutrug, was sie nicht sah oder nicht sehen wollte. Schindler hielt sich für einen ihrer ehrlichsten Anhänger.

Ein anderer höheren Orts protegirter pietistischer junger Mann war der Secundaner K. aus Lübeck, der von seinen Nachbarn unter dem Spitznamen

Heilige Petersilie oft unverantwortlich gesoppt wurde, aber nie darüber ausfahrend wurde, was mich sehr rührte, so daß ich ihm gern, da er schwach im Griechischen war, wenn er frühmorgens zu mir kam, das Pensum vorübersetzte. Den Oberlehrer Hermann machte er durch seine deutschen Aufsätze unwillig, die immer mit biblischen Ausdrücken, oft aus der Apokalypse gespickt waren; darin aber ließ er sich nicht irre machen. Er pflegte auch Umgang mit der Familie des Gymnasialcalefactores Probst, der ebenfalls zu der Herrnhutergemeinde gehörte.

Ein anderer Secundaner konnte es dem guten Oberlehrer Hermann auch nie recht machen, ein Baron Alexander v. Ungern Sternberg, der jeden Aufsatz in Novellenform einreichte und später sich zu einem seiner Zeit viel gelesenen Novellisten unter dem Namen Sternberg entwickelte. Mich interessirte sein gentiles Wesen wie sein Zeichentalent sehr, von welch letzterem er mir in seinem Skizzenbuche in liebenswürdigster Weise geniale Proben vorwies. Er lebte später in Dresden und war ein Langschläfer. Um doch einmal im Leben einen Sonnenaufgang anzusehen, den er für eine Novelle benutzen wollte, ließ er sich einmal früh wecken. Nur mit großer Mühe zum Aufstehen gebracht, konnte er, fröstelnd auf der großen dresdener Elbbrücke stehend, den Sonnenaufgang doch nicht abwarten und schlich in sein warmes Bett zurück, mit dem festen Vorsatz, diesen Versuch nie zu wiederholen.

Der geistvollste von meinen Mitschülern, dem ich von Tertia bis zur Universität und bis zu seinem Abgange von dieser mit Bewunderung gefolgt bin, ist der als Hegelianer so bekannte Philosophieprofessor Eduard Erdmann in Halle, der in den Schullectionen sehr aufmerksam war, sonst entseßlich viel zusammen las und bei seinem guten Kopf wenig zu arbeiten brauchte. In Prima habe ich, stets wohl präparirt, ihm in den Zwischenstunden mehrmals griechische Dichter wie z. B. Sophokles vorübersetzt, die er dann in der Stunde noch besser als ich zu übersetzen wußte. Die deutschen Aufsätze machte er oft in der Klasse in Nebenstunden und schrieb sie gleich mit hübscher Handschrift ins Reine. Hermann las sie immer als die besten vor und behielt zum Andenken von ihm ein satirisches Gedicht auf die Naturdichter in der Art von Goethes *Musen und Grazien* in der Mark, mit Umrissen von mir zu jeder Strophe, deren einer jedoch von einem Pensionär des Directors sauber ausgezeichnet und schattirt war.

Zeitungen las ich selbst nicht, da wir keine im Hause hatten und mein Vater wie die Onkel solche auf der Musse zu lesen pflegten; aber mit größtem Interesse hörte ich Alles, was aus denselben erzählt und besprochen wurde, zumal die aufregenden politischen Nachrichten jetzt nach dem Sturze Napolcons I. und seiner Gefangensehung in St. Helena, die Nachrichten

über die beginnende Reaction und die Ermordung des vermeintlichen russischen Spions Kozebue, dessen Lustspiele auf öffentlichen und privaten Theatern so beliebt waren, zu Mannheim i. J. 1819 durch Karl Sand. Das Burschenschafterkostüm Sands, langes Haar und zurückgeschlagener Hemdfragen, wurde auch von dörfptischen Studenten gern getragen und seine That verschieden beurtheilt, ebenso wie auch seine Hinrichtung im Jahre 1820.

In das Jahr 1819 fiel auch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland, die der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. in dem übrigen Reiche noch nicht durchzuführen wagte, was erst seinem zweiten Nachfolger Alexander II. glorreichen Andenkens gelang. Ich habe das Manifest der Freilassung in der schön geschmückten Johannisikirche vom Landrichter Brasch von Kopoi auf einer Erhöhung inmitten der Kirche den dichtgedrängten Bauern verkündigen gehört. In Erinnerung an diesen wichtigen Act habe ich 50 Jahre später an einem Festessen in der Schulstube des estnischen Küsters zu Dorpat theilgenommen, wo das Andenken an das bedeutungsvolle Ereigniß durch wohlgelungene Reden gefeiert wurde.

Dieser wichtige Culturfortschritt war längere Zeit vorbereitet worden und je nach der Parteilstellung verschieden beurtheilt. Unser Bekannter, der Secretär Schulz, der zwei Güter etwa 40 Werst von Dorpat besaß, war, wie die meisten Gutsbesitzer, dagegen, da er die Bauern für eine solche Emancipation nicht reif glaubte und wohl auch in seinen Einnahmen viel einzubüßen fürchtete. Sein Schwiegersohn aber, der nachherige Professor Bröcker, schwärmte für dieselbe, ebenso wie auch mein Vater, aus Gründen der Humanität. Die Förderer der Emancipation waren mit die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Rigas; so vor Allem der damalige Generalgouverneur Marquis Paulucci, der im livländischen Adel oft Opposition fand und von demselben nicht in die Adelsmatrikel aufgenommen wurde, was ihn sehr ärgerte. Er hat sich sogar mit einem der angesehensten Edelleute außerhalb des Landes geschossen. Paulucci war sehr energisch für die Freilassung thätig. Energisch und thätig war er überhaupt, aber allerdings auch bisweilen leidenschaftlich und gewaltthätig. Einmal bei einer größeren Cour wurde er sehr erbittert gegen den allgemein hochgeachteten Generalsuperintendenten Sonntag, der ihm widersprach. Paulucci ging so weit, daß er ihm mit Stockprügeln drohte. In Folge dieser ärgerlichen Scene brachen die Versammelten bald auf, nur Sonntag blieb allein im Audienzsaale zurück. Von dem dejourirenden Offizier nach der Ursache seines Bleibens gefragt, antwortete er: er habe da Stockprügel zu erwarten. Als alle mündlichen Entschuldigungen, die Paulucci darauf durch seinen Adjutanten übersandte, nichts fruchteten, erschien derselbe endlich selbst und bat den Generalsuperintendenten zum großen Diner bei ihm nicht auszubleiben, damit er seinen Fehler gut

machen könne. Als Sonntag in die zahlreiche Versammlung hineintrat, umarmte und küßte ihn der Generalgouverneur herzlich und bat ihn in Gegenwart Aller wegen seiner Uebereilung um Verzeihung.

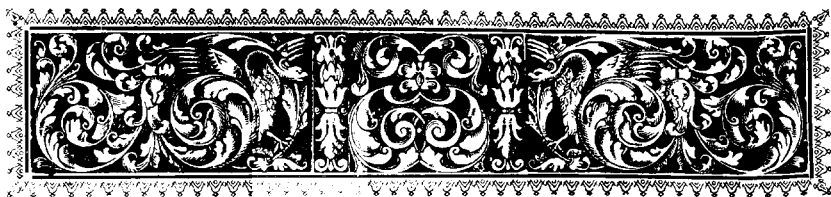
Ein anderes Mal, nach einem Disput mit Paulucci über eine wichtige Angelegenheit der evangelischen Kirche, reiste Sonntag direct nach Petersburg, um die Sache dem Kaiser Alexander I., bei dem er offenen Zutritt hatte, persönlich vorzutragen. Bald darauf traf auch der Generalgouverneur im Cabinet des Kaisers ein, der ihn aber ungnädig entließ mit dem Bedeuten, daß er ohne specielle Erlaubniß sein Gouvernement nicht verlassen dürfe.

Die von Senff in Kupfer gestochenen ausdrucksvollen Porträts dieser beiden bedeutenden Männer, die mir persönlich nie im Leben begegnet sind, vergegenwärtigten mir lebhaft ihre Persönlichkeit.

Für die Emancipation der Bauern waren besonders wirksam auch ein paar politische Schriften von Garlieb Merkel in Riga, die die früheren Zustände der livländischen Leibeigenen mit den grellsten Farben schilderten. Schon die Titelbignetten waren so aufregend: der kramphast sich windende Laokoon und ein heidnischer Bauer, dem ein katholischer Geistlicher, das Kreuz in der Hand, heftig befehlend zuredet, während ein Ritter in der Rüstung mit einer Fackel das Strohdach der Bauerhütte anzuzünden droht. Merkel war ein Livländer von Geburt, der eine Zeitlang in Berlin mit Rozebue den „Freimüthigen“ herausgab, sowie noch viele andere Schriften, ein nüchterner Rationalist, aber nicht ohne Geist, Gegner von Schiller und Goethe. Von dem gravitatischen Gange des Letzteren schrieb er in seinen Skizzen, er habe etwas Spazenhafes. Er wünschte vergebens Professor der Geschichte in Dorpat zu werden, was der Rector Ewers zu hindern mußte, da er von einem so hämischen Charakter nur Uneinigkeit im Universitäts-Conseil fürchtete. Merkel rächte sich dafür, indem er in einer Zeitung sagte, an der Universität Dorpat grassire der Bandwurm. Ewers widerlegte, ebenfalls in der Zeitung, diese Behauptung, indem er sich auf hygieinische Angaben stützte, damit nicht besorgte Eltern ihre Söhne auf die Universität zu schicken sich scheuten. Da entgegnete Merkel in der Zeitung, der gelehrte Professor habe sich unnütze Mühe gegeben; er, Merkel, habe den Bandwurm im Knopfloch gemeint. (Es waren nämlich eben gerade viele Orden an der Universität ausgetheilt worden.) Da hatte denn Merkel allerdings viele Lacher auf seiner Seite. — Ich habe auch in Dorpat die berliner Gassenhauer gehört: Merkel — Ferkel, Schlegel — Flegel.

(Fortsetzung folgt.)





## Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840).

(Fortsetzung.)

**I**m Jahre 1822 als Primaner, 16 Jahre alt, machte ich eine Sommerferienreise nach Petersburg zu der meinem Elternhause so befreundeten Familie Schmidt, gemeinsam mit dem Sohne James Schmidt, einem lieben jungen Freunde, der bei meinen Eltern in Pension war. Diese petersburger Reise ist ein Glanzpunkt in meinem Leben. Ich habe eine Schilderung derselben besonders niedergeschrieben, kann sie also hier übergehen.

Mein Eifer für die Schularbeiten trieb mich frühmorgens heraus; da man damals aber nicht, wie jetzt, sogleich Zündhölzchen zu Gebote hatte, so mußte ich oft in der Nacht die Dienstmagd wecken, um mir Licht anzünden zu lassen, da ich in dem dunklen, von Fensterläden geschlossenen Zimmer, wo ich schlief, nicht wissen konnte, wie viel es an der Zeit sei. Das gefällige Mädchen, ihrer Blöße oft nicht achtend, wurde nie ärgerlich, wenn es zu früh war und ich wieder zurück ins Bett schlich. Und doch hatte sie es so schwer, aus dem Blechkasten Feuerstahl, Feuerstein, Zunder u. herauszuholen, um mit dem dicken Schwefelholze, das nur die Soldaten der Garnison zu verkaufen das Recht hatten, es bis zum Anzünden des Lichtes zu bringen. Ja, auf dem Lande wurden in jener Zeit oft brennende Kohlen aus der Miede gebracht, um bei Nacht in dem Gutsgebäude Feuer zu erhalten, wie ich später erzählen hörte.

Als Primaner des Gymnasiums hatte ich mit vielen anderen Mitschülern den Confirmationsunterricht beim Pastor Lenz, zu dem wir uns Alle mit guten Vorsätzen in der Sacristei der Johannisikirche einfanden. Der Küster Willers empfing uns dort das erste Mal mit den Worten:

„Diesen Winter fragen alle Alten ab!“ zog sich aber gleich zurück, als ihm Venz einen Wink gab, der die lächelnde Miene mehrerer Confirmanden in diesem Augenblicke doch überraschend fand. Venz war Stadtprediger und genoß als Seelforger wie als Kanzelredner allgemeine Verehrung, in letzterer Eigenschaft durch ein wohlklingendes Organ unterstützt. Er übte auch auf seine Confirmanden einen wohlthätigen Einfluß aus. Zum Schluß gab er uns am Altar unser schriftliches Glaubensbekenntniß mit freundlicher Ermahnung zurück, und ein jeder der Confirmanden fand unter dem seinigen einige ernste, tröstliche Worte von Venz' Hand. Später nahm er auch als Professor der praktischen Theologie eine sehr geachtete Stellung ein.

So war der Schluß meiner Gymnasialzeit nach 4½ Jahren endlich herangekommen, und ich fühlte, daß ich meinen Lehrern viel zu danken hatte. Ich war zu ernsterem Nachdenken über mich selbst gekommen. Durch Schillers und Goethes dramatische und lyrische Dichtungen ging mir eine Idealwelt auf, in der ich unendlich glücklich war. Es schien mir nicht unmöglich, für diese Urbilder auch in meiner Wirklichkeit Abbilder zu finden. Für weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit war mir eine größere Empfänglichkeit, ein tieferer Sinn aufgegangen. Emilie L., eine Freundin meiner ältesten Schwester, der ich früher manchen Tort angethan hatte, ward jetzt der Gegenstand meiner Jugendschwärmerei. Ich wäre für sie gern durchs Feuer gegangen. Mehrere Jahre älter als ich und von der Neigung zu einem wackeren Gelehrten in Petersburg gefesselt, der sie auch heimführte, ließ sie sich meine tiefe Ergebenheit und Hingebung gefallen und interessirte sich für mich, den aufstrebenden Jüngling, in mannigfacher Weise. Ja, sie lehrte mich selbst tanzen. Ihre Verheirathung fand statt, als ich bereits Student war, und ihr Hochzeitstag schien mir ein Wendepunkt in meinem Leben. Welche Seligkeit empfand ich, als sie auf ihrer Nachhochzeit mit ihrer leichten schwebenden Gestalt noch einmal mit mir tanzte und aus ihrem Hochzeitskranz mir ein Myrthenblättchen gab, auf das ich zartinnige Verse dichten konnte. Ich brachte ihr zum Andenken die Reichardt'sche Composition zu Schillers Glocke, Text und Musikbegleitung zierlich geschrieben, mit kleiner versificirter Zueignung.

Innere Ruhe suchte ich zu gewinnen durch angestrengte wissenschaftliche Arbeit und Unterrichtertheilen im Griechischen und Lateinischen, wozu ich in einem Privathause und in einer Privatschule Gelegenheit fand; auch war mir das Honorar dafür sehr willkommen als Zugabe zu meinem Stipendium, da ich gern meinen Eltern möglichst wenig kosten wollte. Da begegnete mir einmal in der Schule ein amüsantes Ereigniß. In kleineren bekannten Tanzgesellschaften war es nicht ungebräuchlich, daß die jungen Mädchen ohne Mütter dazu eingeladen wurden, und bei einer solchen Gelegenheit wurde ich



einmal von einer lieben Bekannten im Namen ihres Vaters gebeten, sie am Spätabend nach Hause zu begleiten. Fuhrleute waren selten zu haben. Die Damen vertauschten die Tanzschuhe mit Stiefeln, und ich ließ mir's nicht nehmen, die Tanzschuhe nach Hause zu tragen. Einmal hatte ich diese nach beendigter Begleitung abzugeben vergessen, und am folgenden Morgen in der Schule, noch im Ballkostüm, ziehe ich statt meines Schnupftuches ein kleines Paar Tanzschuhe hervor, damit gesticulirend, bis mich die flatternden Seidenbänder und das fröhliche Gelächter meiner Schüler meinen Irrthum gewahr werden ließen, ohne daß mir das bei ihnen geschadet hätte.

Gegen junge Damen war ich überhaupt aufmerksam und zuvorkommend, was meinem chevaleresken Vater gewiß recht war. Siebzehn Jahre alt und Student geworden, wurde ich auch salonsfähig, fühlte mich ganz emancipirt und nahm bald einen Platz in der Gesellschaft ein, nicht durch ein gefälliges Aeußere bevorzugt, aber meiner Unterhaltungsgabe und meines bescheidenen Auftretens wegen von Alt und Jung nicht ungern gesehen.

In meiner Gymnasiastenzzeit wurde der Martini- und der Katharinenabend in manchen Häusern, wo junge Damen waren, durch Empfang von Maskenzügen gefeiert. An solchen habe auch ich theilgenommen. Meine älteren Schwestern hatten mir zu solch einer Gelegenheit eine zierliche Spaniermaske sauber genäht. Charaktermasken, Don Quixotes, altmodische Stutzer, Juden, eine Menagerie von allerlei Thieren, selbst ein Elephant, der in jedem der vier Beine einen Gymnasiasten barg, wurden bewundert. Es wurde getanzt und bewirthet und dann in ein nächstes Haus gezogen oder auch in dem ersten geblieben, je nachdem es den Masken gefiel oder je nachdem sie gefielen.

Fanden die hübschen Freundinnen meiner älteren Schwester mehr Beachtung bei mir, als ich bei ihnen, so wandte ich mich doch bald mehr den Freundinnen meiner heranwachsenden jüngsten Schwester zu, die allerliebsten waren. Mit ihnen wurden wohl auch kleine Landpartien gemacht, oft getanzt und gesungen, und unsere Pensionäre waren ebenso zu allen kleinen ritterlichen Diensten bereit. Auch mein Vater freute sich des munteren Gefanges und der guten Laune der Jugend, und Mütterchen wußte dazu das ländliche Mahl, wozu Jeder gern mithalf, zu bereiten.

Die jungen Mädchen ließen es sich auch wohl gefallen, von mir zu ihren Geburtstagen kleine sinnreiche Geschenke, mit zierlichen Versen begleitet, zu empfangen. Ich finde in meiner Sammlung kleiner Gedichte gar artige Verse, die bei solchen Gelegenheiten entstanden. Es war ein harmloser Umgang und keine nachhaltige verpflichtende Neigung daran geknüpft.

Auch Theater spielten wir, von meinem Vater dazu sehr ermuntert. Es wurde nicht übel gespielt, und selbst meine Mutter machte in Rozebues

armen Poeten die Rolle seiner Wirthin ganz ausgezeichnet. Ich war beim Theaterspiel ganz in meinem Elemente, in ernsten wie in komischen Rollen, als Regisseur, Prologdichter oder auch Souffleur. Ja, selbst schwere Liebhaberrollen soll ich mit großem Beifall durchgeführt haben. Ja, ich dachte schon daran, wenn es mit der Wissenschaft auf der Universität nicht recht ginge, Schauspieler zu werden, worin mich die Lectüre von Goethes Wilhelm Meister eher bestärkte, als daß sie mich davon abgebracht hätte.

Was das Studium betrifft, so ging meine Neigung zwar auf Philologie und schöne Wissenschaften, wogegen mein Vater als Liebhaberei nichts hatte; aber als positives und sog. Brodstudium rieth er mir die Jurisprudenz an, der er selbst und sein Vater sich gewidmet hatten. Freilich war er Kreisschulinspector geworden und nachmals Universitäts-Bibliothekergehilfe. Auf seinen Wunsch wurde ich schon in den Sommerferien 1823 als Student der Jurisprudenz von dem damaligen Rector Dabelow immatriculirt, der in der Juristenfacultät eine sehr geachtete Stellung als Hauptlehrer des Römischen Rechtes einnahm. Er war früher anhalt-köthenscher Minister in der napoleonischen Zeit gewesen, dann Professor in Halle, aber weil er gegen den 13. Artikel der Bundesacte eine kleine Schrift geschrieben, die auf dem wartburger Feste verbrannt wurde, in Deutschland mißliebig. In Venturinis Chronik ist zu lesen, daß ihm Napoleon, dessen blinder Bewunderer und Nachahmer sein Herzog war, gesagt haben soll: „Sie sind ein eben solcher Narr wie Ihr Herr!“

Als praktischer Jurist hatte Dabelow auch in Deutschland Ruf. Er las sehr monoton, aber mit großem Beifall, auch bei uns, so daß seine Zuhörer bei ihm nie schwänzten; auch war beim Universitätsgericht seine Stimme immer entscheidend. Er selbst hielt nur etwas vom Privatrecht, und dies um so mehr, als er das öffentliche Recht so oft von den Machthabern mit Füßen hatte treten sehen. Mit einer seltenen Offenheit erzählte er mir einmal später, daß er den in Dorpat gerade anwesenden Curator Rieven, der rationalistische Professoren abgesetzt und pietistische dafür eingesetzt, gefragt habe, ob die projectirte Wahl eines juristischen Professors von ihm, dem Curator, bestätigt werden würde, worauf ihm Rieven antwortete: „Was Professoren anderer Facultäten in Dorpat glauben, bekümmert mich nicht, nur die theologischen Professoren erwähle ich mir selbst. Ich denke mir, Sie selbst glauben an gar nichts.“

Dabelow las fünf Mal wöchentlich zwei Stunden nach einander, mit einer Pause von zehn Minuten. Als er einmal zur zweiten Stunde wieder ins Collegium trat, fand er nur einen Zuhörer vor, der auf Jemand wartete und Dabelow darauf aufmerksam machte, ein Zettel, daß er nicht lesen werde, hänge ja an der Thür. Am anderen Tage eröffnete Dabelow

seine Vorlesung mit den Worten: „Es hat sich Jemand den dummen Spaß erlaubt, einen alten Zettel, daß ich nicht lesen werde, den ich unjuristisch genug ohne Datum gelassen, an der Eingangsthür aufzuhängen, wodurch wir um die gestrige Stunde gekommen sind. Ich wollte ihn hiermit bitten, seinen blauen Montag ein andermal lieber ohne uns zu feiern.“ Ein Freund erzählte mir, daß er an einem dunklen Herbstabende Zeuge folgender Unterhaltung gewesen, die zwischen Dabelow und dessen Frau, einem hochgewachsenen Weibe, das volle Gewalt im Hause hatte, stattfand:

Die Frau: „Männke, die junge Leute, die bei uns Privatissimum habe, müsse Candidate werde.“

Dabelow: „Das wird sich ja im Examen zeigen.“

Die Frau: „Die müsse Candidate werde, das sind solche fleißige, artige Leut.“

Studenten (auf der Straße): „Patentes Weib! Was für ein flotter Burschensinn!“

Dabelow verwendete sich für einen armen, fleißigen Studenten wegen eines Juristenstipendiums in meiner Gegenwart bei seinem Collegen Clossius, der einen anderen ihrer Zuhörer protegirte. Dieser Letztere besaß bloß eine Tuchkleidung für Besuche und erschien selbst im Collegium, um jene zu schonen, Sommer und Winter in einem Filzrock, weißen Leinunterhosen und Fetzstiefeln. Er saß auf der letzten Bank im Collegium und Dabelow nahm seine leinenen Unterhosen für weiße Tuchhosen. In Folge dessen hielt er ihn für den minder benötigten Bewerber, trat aber auf meine Schilderung der ärmlichen Garderobe des jungen Mannes lachend mit seinem Protegé zurück.

Dabelow erzählte mir einmal aus der Zeit, wo er in Halle dem Universitätsgericht präsidirte, daß Studentenaufwärterinnen, sog. Köffeln, eine aus ihrer Mitte dort verklagt hätten, weil dieselbe für das eidliche Bezeugen des Alibi ihres Herrn bei einem Studenten scandal einen ganzen Thaler von demselben gefordert habe, während die streng von ihnen eingehaltene Taxe nur  $\frac{1}{2}$  Thl. betragen.

Nach Dabelows Tode vermiethte seine Frau das Haus, das auf ihren Namen gekauft war, an eine uns befreundete Familie, die zu den Sommerferien nach Petersburg zog, während ich als Wächter darin zurückblieb. Eines Morgens früh, als ich aus meiner bisherigen Wohnung ein mir nothwendiges Buch abgeholt und nur im Mantel und in Hemdsärmeln ungehoben über den Hof schleichen wollte, während Frau Dabelow auf einer Mulde da Fleisch klopfte, wurde ich folgendermaßen von ihr begrüßt: „Gu'm Morgen, Herr Anters! Sie ha'n nichts trunder an, ich habe nichts trunder an, wir brauchen uns paide nicht zu scheniren.“ — Ein anderes Mal, als

ich eifrig studirend im Zimmer saß, störte mich ein sonderbares Geräusch, das mitten im Sommer aus dem Ofen kam. Dabei baumelten an der Ofenthür ein paar Pantoffeln, die sich hin und her schoben, bis ein Paar Füße und ein Paar ziemlich entblößte Beine zum Vorschein kamen, zu denen sich endlich aus dem schmalen Ofenloche die lange Figur der Frau Hauswirthin Dabelow herausdrängte, mit der Erklärung, die Töpferburschen besorgten das Verschmieren der Ofen so nachlässig, daß sie ihnen hätte nachkriechen müssen.

Ein anderer Professor des Römischen Rechtes war Clossius, ein jüngerer Mann, mit lebendigem, anregendem Vortrage, von dessen Vorlesungen der Studirende nach beendigtem Cursus noch mehr Nutzen gehabt hätte. Er war ein Anhänger der Niebuhr-Savignyschen historischen Schule und Gegner der neuen Gesetzbücher, für welche die Zeit noch nicht gekommen sei, während ich bald für die entgegengesetzte Schule als die zeitgemäße schwärmen lernte.

Der Professor Clossius war mir persönlich befreundet. Er heirathete aus einer meinen Eltern näher stehenden Familie, die Frau ließ sich aber nach ein paar Jahren von ihm scheiden und heirathete einen anderen Professor, mit dem sie auch Kinder hatte. Als sich Clossius die Scheidung sehr zu Herzen nahm, forderte mich Dabelow auf, den Verlassenen doch wie bisher zu besuchen, wie auch er es thun wolle, und setzte hinzu, sich darum so zu bekümmern wie Clossius, wäre doch unnütz; würde ihm so etwas passiert sein, so wäre es ihm allerdings sehr lästig gefallen, aber er hätte sich nichts daraus gemacht.

Professor Clossius blieb mein Gönner, und als ich, schon an der Universitätsbibliothek mit auf seine Empfehlung angestellt, mein Rigorosum bei ihm gemacht und sein Urtheil über mich im Examenprotokoll erfahren wollte, fand ich, daß er mir allein den Candidatengrad zuerkannt hatte, während die anderen Examinanden nach seinem Urtheil nur Graduirte werden sollten. Auf meine Frage, warum dieser Unterschied, sagte er mir: die anderen Examinanden hätten nur aus den Heften geantwortet, ich dagegen aus vielseitiger Lectüre. Sie wurden übrigens doch Candidaten nach Beschluß der Facultät, was mir ganz gerecht erschien, da sie manche Frage rascher beantwortet hatten als ich.

Clossius ging, ehe er emeritirt war, nach Darmstadt mit der Aussicht, Kanzler der Universität Gießen zu werden, starb aber bald dortselbst mit einem Herzen voll Anhänglichkeit an die Universität Dorpat und an die livländischen Verhältnisse überhaupt.

Der Professor des russischen Rechtes war Neumann, früher in Charkow oder Kasan Professor, wo er als Ausländer zuerst ein Jahr lang lateinisch vorgetragen, dann seine Hefte ins Russische übersetzen ließ, wozu er sich

einen besonderen Uebersetzer hielt. Er sprach das Russische greulich aus, war aber ein gründlicher Kenner besonders des älteren russischen Rechtes und beschäftigte sich so eingehend und vergleichend mit dem älteren slavischen Rechte, daß er auch seine Zuhörer mit Schaffariks slavonischer Grammatik bekannt zu machen suchte, damit sie die älteren russischen Rechtsquellen verstehen könnten. Die anderen Zuhörer blieben bald weg, ich allein war ihm treu. Er kam von einem eine Meile entfernten Sommeraufenthalte zu der Stunde in die Stadt und sprach dann stundenlang mit solchem Feuer, daß er zuletzt kraftlos zusammen sank. Er citirte aus Walter Scotts Waverley über die schottische Clanverfassung und aus Schillers Wilhelm Tell wörtlich ganze Stellen. Ich war oft ganz hingerissen von seinem Vortrage.

Er hatte die zweite Frau aus wohlhabender Familie, die sehr kränklich war; die abgeschiedene erste Frau sah man aber in dem Hause oft die Honneurs machen. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter aus der ersten Ehe. Die Ersteren suchte er nach englischem Muster durch Selbststudium zu Hause zu bilden; der ältere von beiden, den ich auch etwas kennen lernte, verwünschte aber diese Methode, die ihn vom Besuche der öffentlichen Schule und der Universität ausschloß und ganz vereinsamen ließ. Während Speransky's Thätigkeit für die Gesetzcommission wurde Neumann nach Petersburg berufen, aber einige Zeit darauf wegen Kränklichkeit voll pensionirt. Er kaufte sich im Pleskauischen ein Landgut in so unwirthbarer Gegend, daß er sich eine Compagnie Soldaten ausbitten mußte zum Schutz gegen Räuber und Diebe.

Neumanns Schrift über die Abstammung der Russen, mit Benutzung orientalischer Quellen, wurde besonders geschätzt. Dieselbe unterstützte Ewers' Meinung, daß die Russen von den skandinavischen Warägern abstammten, und nicht von den Chasaren, wie Ewers' Lehrer, Professor Schlözer in Göttingen, behauptete, der darüber eine für ihn wenig ehrenvolle bissige Polemik losließ, während Ewers sich in diesem wissenschaftlichen Streite gegen seinen früheren Universitätslehrer höchst ehrenwerth benahm.

Der Nachfolger Neumanns in der Professur des russischen Rechtes war der bisherige Docent von Reutz, ein noch junger Mann von Geist und lebenswürdigem Charakter, eine fein organisirte, aristokratisch-liberale Natur, durch seine russische Rechtsgegeschichte auch als Gelehrter bekannt. Seine Professur ward ihm mit der Zeit lästig, er dankte wegen Kränklichkeit vor der Emeritur ab und zog auf ein Gut seiner zweiten Frau, einer sehr lebenswürdigen Russin, wo er auch gestorben ist. Seinen eben so lebenswürdigen Sohn, der gegenwärtig General ist, habe ich früher in Pension gehabt und war dadurch auch dem Vater näher getreten.

Den Professor des Provinzialrechtes Bunge, den Begründer der Provinzialrechtswissenschaft, habe ich während meiner Studentenzeit nicht

kennen gelernt und seine Vorlesungen nicht besucht, die auch entbehrlich waren, wenn man seine sorgfältig ausgearbeiteten Hefte, denen er mündlich nichts zugefügt haben soll, sich zu verschaffen wußte. Dieser ausgezeichnete gewissenhafte Gelehrte ist bis in sein hohes Alter auf dem Gebiete des Provinzialrechtes schöpferisch thätig gewesen.

Als ich Student wurde, war Bunge nur Docent, außerordentlicher Professor des Provinzialrechtes dagegen Bröcker, obwohl der Erstere dem Letzteren an gründlicher Kenntniß des Provinzialrechtes weit überlegen war. Bröcker war in Riga praktischer Jurist gewesen und las in Dorpat auch nur praktische Fächer, die er mit guten Wizen und Anekdoten gelegentlich zu würzen wußte. Als die Professur des Völkerrechtes, Staatsrechtes und der Politik frei wurde, erhielt er diese, um Bunge Platz zu machen. Er dictirte sehr langsam. Ein Zuhörer neckte ihn aber damit, daß er aus einem früheren Satze immer halblaut Worte wiederholte:

Bröcker: „Ich kann hier nicht buchstabiren!“

Caviezel (ein witziger Studiosus, der häufigen Anschlagzettel am Juridicum gedenkend, daß Neuz wegen Heiserkeit nicht lesen könne): „Es ist doch schlimm für die Juristen, daß der eine Professor nicht lesen, der andere nicht einmal buchstabiren kann!“

Aber Bröcker hatte einen leichten fließenden Stil, war zu allem Guten immer bereit und gefällig gegen Jedermann. Ich habe ihn nie anders als bei guter Laune gesehen. Als ich zum Neujahrsgruß als junger Student zugleich mit dem Todtengräber eintrat, rief er diesem zu: „Wollen Sie mich schon haben?“ — Auf dem Kirchhofe, als ein College von ihm begraben wurde und eine alte Frau keifend in der Nähe der Gruft ein Grab ihrer Angehörigen zu schütten suchte, auf das Bröcker seinen lahmen Fuß gesetzt hatte, hörte man, während vom Pastor mit hohler Stimme geredet wurde, folgendes Gespräch in der Nähe:

Die Frau: „Nehmen Sie Ihren Fuß weg! Sie können doch sehen, daß dies kein gemeines Grab ist!“

Bröcker (mit seiner überlauten Stimme): „Ach, meine Liebe, hier sind wir Alle gleich.“

Als auf dem Markte der gelehrte, immer fleißige Professor der Philologie Francke in seinem neuen Bärenpelze der Länge nach hinsiel und bei seiner Unbeholfenheit sich nicht sogleich aufrichten konnte, rief Bröcker mit seiner Stentorstimme: „Ach, lieber College! Sie hat wohl noch Niemand auf der Bärenhaut liegen sehen!“

Hatte ich nun auch gern die Gelegenheit wahrgenommen, die Glieder der Juristenfacultät, zu der ich mich zählte, kennen zu lernen, so lag es mir doch eben so nahe, mich mit der Studentenwelt zu befreunden, um so

mehr, als ich schon aus der Gymnasialzeit manche ältere Commilitonen kannte. Ich meldete mich natürlich bei den Rioländern, ward mit anderen Füchsen auf den Fechtboden bestellt und mußte mit Handschlag mehrere Vorschriften zu halten geloben, wurde auch mäßig beschäzt mit Abgaben für Fechtboden, Commerce u. dgl. m. Von diesen Vorschriften war mir eine höchst ärgerlich, mit den Rurländern, die als Corporation geächtet waren, keinen Umgang zu pflegen, ja sie nicht einmal zu grüßen, obwohl ich gerade ein paar gute Bekannte schon von früher her unter den Rurländern hatte. Die Vorschrift für die Füchse, vier Mal wöchentlich am Vormittag auf dem Fechtboden sich zu üben, befolgte ich gern und erfuhr nur ein Mal die verdiente gesetzliche Strafe wegen Nichtbeachtung derselben, daß ein guter alter Fechter mit mir einen sog. Rappirzungen ausmachte. Dabei war ich in Hemdsärmeln, der Executor dagegen im dicken Filzrock. Er parirte keinen meiner Hiebe, sondern droß a tempo auf mich los, was sich für alle Zuschauer sehr lustig ausnahm, mir aber für den ganzen Tag Brust und Arme schmerzhaft machte.

Auf dem ersten Commerse in Novum interessirte mich Alles sehr, besonders der sog. Landesvater weckte in mir ein erhebendes Gefühl, auch machte ich da angenehme Bekanntschaften, z. B. die des nachmaligen Professors Hueck, der damals Landsmann der Estonia war und sich am Vormittage desselben Tages auf der Mensur sehr hervorgethan hatte. Er wurde mir später sehr befreundet. Ein alter Rioländer, der sich freundlich mit mir unterhalten und mit mir schmolliren wollte, nannte mir seinen Namen und fragte: „Wie heißt Du?“ Ich erwiderte: „Anders“ Er wiederholte seine Frage; ich antwortete sehr munter: „Anders“ Ärgerlich wollte er mir für meinen unzeitigen Vorwitz eine Schnödigkeit sagen, da klärte ihn ein Dritter über seinen Irrthum auf, und unser freundliches Verhältniß war gleich wieder hergestellt. — Als wir bei den Burschenliedern und zumal beim Landesvater an langer Tafel saßen, mußte ich mich wundern, wie zwischen den braunlehmeren Schalen mit Glühwein und Punsch die Burschen an den Talglüchten ihre Tabakspfeifen anrauchten, die auf dem Grunde der Schalen eine Tabaksjauche zurückließen, von welcher der größere Theil beim Trinken mit verschluckt wurde.

In einem Anrichtezimmer bekamen die älteren Corpsburschen auch wohl Butterbrod mit Käse. Die Füchse wurden da nicht geduldet; ein älterer Corpsbursch aber, der mich hungrig wußte, schmuggelte mich da mit hinein, und nun bekam ich ein so kolossales Butterbrod, daß ich dieses wie auch den Käse zuerst mit den Fingern zertheilen mußte, weil mein Mund, der nichts weniger als klein ist, sich nicht so weit aufsperrern konnte. So einfach ging es damals her, und welcher Luxus wird jetzt auf den Commerse in Essen und Trinken getrieben!

Paukereien auf dem Fechtboden sah ich gern zu, um zu wissen, wie man sich in einem solchen Falle zu benehmen habe. Sie kamen sehr häufig vor, wozu die Fuchse den Paukapparat heranzuschleppen und abwechselnd die Thür vor einem Ueberfall durch Pedelle zu überwachen hatten. Nach der Ursache der Paukereien erkundigte man sich selten; sie wurde damals als bloße ritterliche Uebung betrachtet und oft für den Betreffenden, wenn er selbst behindert war, von einem guten Freunde übernommen, der seine Geschicklichkeit als Fechter zeigen wollte. Es schmerzte mich stets, wenn dabei nicht ehrlich verfahren, ein legaler Hieb abgeleugnet, ein Burschenschafter gelegentlich schnöde abgefertigt wurde. Ich wollte, nach meinem idealen Maßstabe, alle Verhältnisse der Studenten ehrlich behandelt wissen, mußte aber schweigen. Die Burschenschafter hatten, nach einem ausländischen Corporationsgebrauch, das Ehrengericht bei Streitigkeiten unter einander eingeführt und paulten sich nur mit fremden Corporationen. Erst Jahrzehnte später kam das Ehrengericht in Dorpat allgemein in Gebrauch, während es früher von den Meisten für etwas Unerhörtes gehalten wurde.

Während jetzt alle Corporationen Quartette sorgfältig pflegen und eine Masse klangvoller Lieder zu singen wissen, kannte man damals nur wenige alte Burschenlieder, und die Kurländer z. B. konnten, wenn sie in Masse versammelt waren, kaum das Gaudeamus ordentlich zu Stande bringen; bei Privatknepereien ging das oft besser.

Außer in der Corporation hatte ich als Student auch noch andere freundschaftliche Beziehungen, die mir werth waren. So erinnere ich mich namentlich gern einiger junger Russen, durch welche ich die damals neue romantische Richtung in der russischen Literatur kennen lernte, die mich in hohem Grade anzog. Neben Philologie und Alterthumswissenschaft beschäftigte ich mich besonders gern mit schöner Literatur und neueren Sprachen. Nächst den deutschen waren es zuerst die französischen Klassiker und französischen Romane, wie Madame Staëls Corinne und Madame Krüdener's Valérie, nicht minder die Allemagne der Ersteren, die mich fesselten und von denen ich lebhaft zu unterhalten verstand. Jetzt ging mir durch die Russen, insbesondere Puschkine, der damals eben aufgetreten war, ein ganz neues Gebiet auf. Durch einen unserer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Tatarinow, lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jaskow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Diese beiden Freunde waren es, die mir zuerst die eben erschienenen Dichtungen Puschkins zu lesen gaben, welcher damals auf seinem Gute im Pleskauschen consignirt war, nachdem er aus der Verweisung in den Kaukasus hatte zurückkehren dürfen.

Jaskow war ein mittelgroßer, starkbelebter junger Mann, der zu



Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verse zu improvisiren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. Aus Moskau hat er mir später die 2 Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt.

Tatarinow verließ die Universität nach bestandnem Examen i. J. 1829, und das ihm am Embacher bei „Volkus“ gegebene Abschiedsfest ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Es war ein schwüler, gewitterdrohender Sommerabend, der die lebhaft erregte Gesellschaft am gastlichen Tische vereinigte. Plötzlich brachte Tatarinow, der mich sehr liebte, meine Gesundheit aus, und als ein greller Blitz die Luft durchzuckte, dem ein lautkrachender Donner Schlag folgte, rief er begeistert aus: „Богъ свидѣтель!“ (d. i. Gott ist Zeuge!). Ich hatte ihm zum Andenken Schillers Gedichte geschickt mit begleitenden Versen von mir, die ihn sehr ergriffen. Als er später im Apanagendepartement in Petersburg diente, habe ich ihn dort aufgesucht und dann später noch einmal in Helsingfors getroffen, wo er mit Frau und Tochter sich zeitweilig aufhielt und mich mit einem Freudengeschrei begrüßte. Als großer Grundbesitzer im Gouvernement Simbirsk ist er auch, seiner liberalen Gesinnung getreu, für die Freilassung der Bauern sehr thätig gewesen. Seine Anhänglichkeit an Dorpat und sein Vertrauen zu der gründlichen Bildung der deutschen Aerzte hatte ihn dazu veranlaßt, gegen die Meinung Vieler in Simbirsk seine schöne leidende Schwägerin nach Petersburg in die Cur meines Schwagers Dr. J. Schmidt zu bringen, der sein Wittpensionär in meinem elterlichen Hause gewesen war. Diese Cur hatte ihr wohlgethan, und auf Schmidts Rath gebrauchte sie auch das Bad in Helsingfors.

Tatarinow starb im Jahre 1862 im Gouvernement Simbirsk; unser gemeinsamer Freund Jashkow war schon vor ihm im Jahre 1848 in Moskau gestorben.

Unter den Universitätslehrern lernte ich außer den schon besprochenen Gliedern der juristischen Facultät noch manche andere kennen.

In meinem ersten Semester ging nach langem Dienste der Professor der Dogmatik, Lorenz Ewers, ab, meines Vaters ehemaliger Kreis Schuldirector und mein Taufvater. Ich könnte sagen, er war der beste Mensch, den ich je gekannt; und ich habe doch in meinem langen Leben viele hochachtbare Persönlichkeiten kennen gelernt. Seine Professur gab er trotz seines hohen Alters nur ungern auf, aus Besorgniß, daß ein Nichtorthodoxer sein Nachfolger werden könnte. Er hielt noch eine Abschiedsrede in der Aula, die er theils ablas, theils frei sprach, mit Citaten aus Plato und den Kirchenvätern

im Original, und sprach in dieser Rede zum letzten Mal sein Glaubensbekenntniß aus. Er pflegte seinen Zuhörern, wenn sie fleißig waren, am Ende des Semesters das Honorar zurückzugeben. Jetzt gab er ihnen bei Gelegenheit seines Abganges noch eine Kneiperei in seiner Wohnung.

Auf einem Fuchsscommercis hatte Ewers mit dem Dichter Schufowsky, der ebenfalls als Gast anwesend war, schmollirt. Schufowsky richtete aus diesem Anlaß ein längeres Gedicht „An den Greis Ewers“, ein rührendes Denkmal für beide theilhaftige Personen. Ich habe dieses Gedicht metrisch ins Deutsche übersetzt. Ewers hat mir auch sein Schenkexemplar der Schufowskyschen Gedichte in 2 Bänden vermacht, das mir unendlich werth ist.

Ewers' Wohlthätigkeit ist oft mißbraucht worden. So wurde erzählt, eine alte Frau, die er jahrelang unterstützt, habe ihm dankbar einmal erklärt, sie wolle seine Hilfe nicht weiter in Anspruch nehmen, Gott habe ihr schon geholfen. Ewers: „Wie denn?“ Die Frau: „Ich habe mir eine kleine Wirthschaft angelegt.“ Es war dies aber eine liederliche, wie Ewers bei näherer Nachfrage erfuhr.

Er hörte sich gern den alten Ewers nennen und verbat sich alle Titulaturen. Einem Fuhrmann, der ihn unvorsichtigerweise überfahren hatte, zahlte er Geld, damit er diesen Unfall seiner Frau nicht erzählen sollte. In seinem hohen Alter hatte er die ältliche Schwester des Professors Ledebour geheirathet, wohl um ihr die Wittwenpension zu sichern; doch sagte man, sie habe seine Eigenheiten und seinen einfachen Hausrath nicht so zu beachten gewußt, wie man es ihm gewünscht. In der letzten Zeit trug ich ihm seine Pension zu, wobei er mich bat, die zweirübligen Klubbenmarken von den rubligen und halbrubligen ja zu trennen, da er bei seiner Blindheit sie nicht unterscheiden könne und beim Ausgeben der Marken oft getäuscht werde.

Er vermachte seine ansehnliche Bücherammlung zur Hälfte der dorpater Universitätsbibliothek, zur anderen Hälfte der nach dem Brande Abos neuerrichteten Universität zu Helsingfors. In seinem Testament hatte er angeordnet, daß ihm die Embleme des Freimaurerordens, in welchem er eine höhere Charge bekleidet hatte, in den Sarg gelegt würden (Kranz, Hammer, Schöpffelle zc.); ferner, daß er ohne alles Gepränge auf einem einfachen Leiterwagen zur Gruft gebracht würde. Mein Vater, zu seinem Testaments-executor von ihm ernannt, war anfangs bedenklich wegen des ersten Auftrages, da vor einer Reihe von Jahren jeder Beamte hatte reversiren müssen, daß er keiner solchen Verbindung angehöre. Nachdem aber mein Vater sich mit mir darüber berathen, führte er den Willen des Verstorbenen dennoch aus, da jenes Verbot nur auf den Lebenden bezogen werden könne. Statt des Leiterwagens mußte schon der alte Leichenwagen ohne Baldachin und ohne allen Schmuck den alten würdigen Universitätslehrer zu Grabe tragen.

Studirende der Theologie gingen zur Seite, und eine große Menschenmenge folgte unaufgefordert, in warmer Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen.

In seinen Vorlesungen bediente sich Ewers oft der drolligsten Vergleiche, z. B. in der Moral in Beziehung auf die sinnlichen Triebe. Als er seinen Abschied erhalten, hielt er meinen Vater auf der Straße an mit den lauten Worten: „Ach, sagen Sie doch Ihrem Pecz, meine Professur ist ja nun vacant, da kann er sich ja darum bewerben.“ Pecz, ein Protegé des herrnhutisch gesinnten Curators Lieven und der Frau v. Krüdener, war, um vorläufig placirt zu werden, mit Uebergehung meines Vaters zum Bibliotheksecretär gemacht worden und wartete nur auf eine Professur, nicht der Theologie, sondern etwa der Geschichte oder eine andere Professur der historisch-philologischen Facultät, zu der er sich durch seine elegante Bildung berechtigt glaubte. Leider gelang ihm dies nicht, und auch die Stellung als Bibliotheksecretär, die er als Sinecure behandelte, verlor er durch einen skandalösen Polizeiproceß und seine Arbeitscheu, wodurch er seiner frommen Partei sehr schadete.

Von den unter dem Curator Lieven entlassenen rationalistischen Professoren der Theologie sind mir noch zwei sehr erinnerlich, Böhlendorf und Segelbach. Der Erstere begleitete seine akademischen Vorträge mit den lächerlichsten Handbewegungen. Bileam ritt auf dem Esel, indem er den Zeigefinger der einen Hand über zwei Finger der anderen Hand hängte. Er demonstirte, man müsse eine Predigt so machen, daß man nach dem üblichen Gebet in der Einleitung Alles aus einem Princip entwickelt, wie aus einer Quelle (mit der Hand von oben herabfahrend), dann den Inhalt in Fächer theilt (mit der Hand wie in Schachteln ordnend) und zuletzt das Ganze mit Blumen bestreut u. dgl. m. Ein halbirrer Bruder dieses Professors, der an der Einbildung litt, daß Dorpat untergehen müsse, wenn er nicht täglich und bei jedem Wetter zwei Mal die Stadt umwanderte, ist uns auf Spaziergängen mit dem Vater außerhalb derselben öfters begegnet. — Der andere rationalistische Theolog, Segelbach, erwarb sich ein großes Verdienst im Publicum dadurch, daß er mit Geschick und Eifer geistliche Niederaufführungen einübte und leitete. Seine lange Frau, auch eine Ausländerin und kinderlos, trug auf der Straße immer einen Mops auf den Armen.

Als Professor der praktischen Theologie nahm später eine sehr geachtete Stellung der frühere Oberpastor an der Johanniskirche, Lenz, ein, Nachfolger seines Vaters in diesem Amte, als Seelsorger, Kanzelredner und Gelegenheitsredner mit seinem klangvollen Organ sehr beliebt und in der Gesellschaft gesucht. Beim Altardienste sang er auch in den Responsorien, was von den späteren Predigern in Dorpat nicht nachgeahmt wurde. Daß Lenz auch mein Confirmationslehrer gewesen, habe ich bereits früher erzählt. Als die neue

evangelische Kirchenordnung in Petersburg berathen wurde, berief man auch Lenz dorthin, um an den Sitzungen Theil zu nehmen, und dort ist er bald darauf gestorben.

Sehr lebhaft erinnere ich mich ferner zweier älteren Glieder der medicinischen Facultät, des klinischen Professors Erdmann aus Sachsen, der früher Professor in Kasan gewesen, und des Anatomen Eichorius. Erdmann, ein langer wohlgebauter Mann mit männlichen, ausdrucksvollen Zügen, stets maßvoll und durchaus Gentleman im Umgange, war als klinischer Lehrer sehr geliebt und wußte bei den lateinischen Doctorpromotionen der Mediciner als Decan, selbst sehr schön Latein sprechend, die Würde der Feier stets aufrecht zu erhalten. Er hatte sein eigenes Haus, dem Rathhause gegenüber am Domabhang und ein zierliches Lusthäuschen darin, in gothischem durchbrochenen Stile, nach Art altdeutscher Brunnenverzierungen; vom Dome aus erfreulich zu sehen, gegenwärtig aber leider nicht mehr vorhanden. Nach dem großen russisch-französischen Kriege berief ihn sein früherer Landesherr, der König von Sachsen, als Leibarzt zu sich, und Erdmann folgte pietätvoll diesem Rufe, kehrte aber nach des Königs Tode wieder nach Dorpat zurück, um hier die Professur der *Materia medica* zu bekleiden. Sein Wirkungskreis war dabei naturgemäß weniger bedeutend als früher bei der klinischen Professur, die frühere geachtete Stellung aber nahm er auch jetzt ein. In seinem Verhalten den hohen Oberen gegenüber nahm er sich äußerlich sehr ehrerbietig und genoß das besondere Vertrauen des Curators.

Als Präsident einer Revisionscommission der Bibliothek, die gegen Professor Morgenstern als den Director derselben gerichtet war, eigentlich aber mich traf, hielt Erdmann es für allein möglich und richtig, diese Revision mir zu übertragen, und nahm sich dabei so tactvoll und wohlwollend, daß ich mich ihm schon dadurch allein verpflichtet fühlte. Ueber den Modus der Revision eifrig discutirend, warfen wir unversehens ein großes Tintenfaß um, das meine stahlgrauen Pantalons, die ich zum ersten Mal anhatte, über und über begoß, so daß ich gezwungen war, um nach Hause gehen zu können, mir ein anderes Hosenpaar holen zu lassen. Das Komische für mich aber war dabei, daß Erdmann, sich die Schuld beimeßend, vor mir niederkniete, er, der alte ceremonielle Mann, meine Modesten trotz aller meiner Bitten mit seinem Taschentuch betupfte und ganz untröstlich über diesen Unfall war. Meine schönen Stahlgrauen waren allerdings ruiniert. Um sie nicht ganz einzubüßen, brachte ich sie zum Schneider, der sich erbot, sie aufzutrennen, schwarz färben zu lassen und dann wieder zusammen zu nähen, was auch geschah. Aber ich erkannte sie kaum wieder. Sie waren beim Färben ganz eingeschrumpft; ich mußte sie wegschenken und hatte obendrein den Färber- und Schneiderlohn zu zahlen.

Beim 25jährigen Jubiläum der Universität Helsingfors vertrat Erdmann im Verein mit dem Archäologen Preller die dorpater Universität in so würdiger Weise und mit so schönen lateinischen Reden, daß sie von den begeisterten Studenten dort emporgehoben und umhergetragen wurden. Als ich Erdmann nach seiner Rückkehr im Lesezimmer der Universität traf und ihm sagte, wir fühlten uns alle in ihm mit geehrt, antwortete er, der stramme, förmliche Mann: „Unverdiente Ehre! Wir haben dort gezecht, — getoast, — getobt!“

Mit guten Freunden im terrassirten Garten seines neuen Hauses auf dem Tschelferschen Berge (jetzt das von Zur Mühlsche Haus) ein Glas Wein zu trinken, verschmähte er nicht, und wenn er mich und meinen Freund Broß geladen hatte und mit uns bei dem Credenztschischen saß, das er an romantischer Stelle hatte aufstellen lassen, war er bei liebenswürdigster Laune. Auf Broßs Bemerkung, daß die Berge drüben jenseit des Embachs Weinbergen glichen, rief er aus: „Der Mensch sollte nirgend wohnen, wo der Wein nicht wild wächst!“

In seiner Familie war er leider nicht glücklich. Seine beiden älteren Töchter wurden nach Kurland verheirathet, die dritte, ein allerliebstes Kind, vertraute er einem petersburger Erziehungshause an, wo sie sich aber sehr unglücklich fühlte und zurückwünschte. Man hoffte, das werde vorübergehen, bis sie am Heimweh dort starb. Der bekümmerte Vater konnte nur ihr Herz zurückbringen, das er wohlverwahrt in seinem Park unter einem hölzernen Sarkophag mit lateinischer Inschrift bestattete. Er zeigte mir diesen Ort einst selbst mit den Worten: „Sie hatte das beste Herz.“

Sein älterer Sohn studirte in Dorpat und wurde Arzt, der jüngere starb vor ein paar Jahren als russischer Admiral in Reval. Die Mutter zog ihren Töchtern nach Kurland nach. Der Vater, unser hochverdienter Professor, ging, nachdem er seinen Abschied genommen, ins Ausland. Er lebte in Mannheim oder Karlsruhe wohleingerichtet als Garçon, empfing Besuch bei sich und hielt es für seine Pflicht, Vorurtheile und falsche Gerüchte über Rußland ehrlich und offen zu bekämpfen. Da wurde er verdächtigt, wie weiland Kogebue, besoldeter Spion Rußlands zu sein. Alles zog sich von ihm zurück, und er sah sich gezwungen, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er Landsleuten, die ihn besuchten, sein bitteres Loos klagte. In Frankfurt a. M. ist er auch gestorben.

Ein zweiter medicinischer Professor der älteren Zeit mit charakteristischer Persönlichkeit war Cichorius, der Anatom und Physiolog. Er war der vollkommene Gegensatz zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Aeußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr Morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er

dann oft schon um 6 Uhr Morgens begann. In seiner Vorlesung über gerichtliche Medicin bin ich mehrmals als Hospitant gewesen. Er citirte da höchst ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindesmörderin“ u. a. m. Pitavals *Causés célèbres*, der Universitätsbibliothek entlehnt und von ihm beständig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erst nach seinem Tode dorthin zurückgelangen.

Mit seinen Zuhörern stand Eichorius auf einem guten Fuße. Jeder Mediciner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomische Demonstration auf dem Anatomicum zu leisten; dann konnte Eichorius bei Ruchen und Wein, unter Glasburken mit mißgestalteten Fötus und anderen anatomischen Präparaten sehr unterhaltend sein, oft auf Kosten seiner Collegen. Auch ich überwand den Ekel bei der Demonstration manches medicinischen Freundes, dort etwas zu genießen. Einmal wurde während dieser kleinen Anekdote ein abgeschnittenes Menschenbein aus dem Keller heraufgewunden u. dgl. m.

Mit seinem Prosector, dem nachherigen Professor Eschscholtz, der die Präparate zur Vorlesung bereit halten mußte, stand Eichorius anfangs sehr gut; als dieser ihm aber einmal auf seinen Wunsch eine Purganz verschrieben, die zu stark wirkte, glaubte er, daß er ihn umbringen wolle, um seine Professur selbst zu bekommen, schrieb ihm empörende Briefe, mit der Bemerkung auf dem Couvert: „zum Erbrechen“ oder „zur Deffnung“, bis es zur Klage kam. Einem anderen Prosector soll er oft gesagt haben: „Sie sind noch dummer, als es die russischen Gesetze erlauben“ u. dgl. m.

Seine schon aus dem Bisherigen ersichtliche Grobheit zog ihn in der Gesellschaft manche Unannehmlichkeit zu, die er aber durchaus nicht schwer zu nehmen pflegte. So hatte er sich einmal in der sog. Alten Muffe (der nachherigen Ressource) höchst rücksichtslos gegen einen Offizier geäußert, der fortging und ihn durch den Diener hinaus bitten ließ.

Eichorius (zum Diener): „Fragen Sie den Herrn doch, was er von mir haben will.“

Diener (dies ausführend und zurückkommend): „Herr Professor, ich wage es nicht zu wiederholen.“

Eichorius: „Sagen Sie es nur!“

Diener: „Er sagt, er will Ihnen eine Ohrfeige geben.“

Eichorius: „Sagen Sie ihm, und wenn er mir auch zwei geben will, ich gehe doch nicht hinaus.“

Vom Duell hielt er schon als Student nichts und soll in Halle einen Commilitonen, der ihm eine Ausforderung brachte, mit einem Os femoris treppab geschleudert haben.

Seine Trunksucht brachte ihn bisweilen in eigenthümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Kinnstein neben einem gleich ihm Betrunkenen lag,

soll ihm dieser ein Empfehlungsschreiben seines Vaters überreicht haben. Als er sich darauf bemühte, den Herrn Professor aufzurichten, soll ihm Eichorius lallend gesagt haben: „Lassen Sie mich liegen! Ich will dieser verfluchten dörrptischen Polizei doch einmal zeigen, daß hier Einer eine ganze Nacht im Rinnstein liegen kann, ohne daß sie es bemerkt.“

Er starb pensionirt. Der Professor Wachter meldete in der Vorlesung: „Der Herr Professor Eichorius sind diese Nacht gefälligst gestorben, ein starker Körper, aber ein verdrehter Geist.“ — Sein wunderliches Wesen ist allen Zeitgenossen unvergeßlich geblieben.

Als Gynäkolog war in alter Zeit sehr geschätzt der Professor Deutsch, der sich auch auf Veterinärkunde verstand, aber auf die pümpfe Frage, ob er auch Vieharzt sei, immer dieselbe Antwort hatte: „Wollen Sie sich curiren lassen?“ Auf das Opponiren bei den lateinischen Doctorpromotionen ließ Deutsch sich nie ein; es hieß, weil er nicht Latein spreche. Unter seinen Anschlag am schwarzen Brett: „Ich kann heute nicht lesen, Deutsch“, hatte ein Witzling die Worte geschrieben: „Nun, so lesen Sie doch Lateinisch.“

Der Professor Moier, ein Estländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von seinen geschickten Operationen zu erzählen. Später wurde er sehr bequem und schob solche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rector war, meldete sich bei ihm ein ihm bekannter Examinand: „Ich habe bei Ew. Magnificenz den Professor Moier zu verflagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewiesen.“ Moier: „Nun, kommen Sie morgen! Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen.“

Moier war persönlich sehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit auch einen solennen Fackelzug. Er war musikalisch, konnte stundenlang auf dem Clavier phantasiren und sich ganz dabei vergeßen.

Moier erwarb in Dorpat eine sehr liebenswürdige Frau, eine Russin, geb. Protassow, deren ehrwürdige Mutter auch in seinem Hause lebte. Der Pflegesohn dieser Letzteren, der berühmte Dichter Schukowsky, der die Moier und ihre Schwester, die schöne Wojeikow, in schönen Liedern besungen, kam um dieser Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Besuch. Er soll zum Curator der Universität bestimmt gewesen sein, und sein Freund, der Dr. Seidlitz, hatte schon ein Quartier für ihn gemiethet; aber es kam doch nicht dazu.

Von dem nachmals so bekannten Dr. Seidlitz, der auch Schukowskys fesselnde Biographie geschrieben, will ich eine kleine Geschichte aus der Studentenzeit erzählen. Seidlitz und sein Freund, der Theologe Taubenheim, hatten sich Beide für die Ordnung bei einer Studentenkneiperei verbürgt, aber eine Verletzung derselben doch nicht hindern können. Dafür

erhielten sie Carcerstrafe und ließen sich nun mitten am Tage auf einer Bahre vom Klinikum, wo Taubenheim bisher krank gelegen, unter großer Begleitung anderer Studenten in den Carcer tragen, wobei Seidlitz, ein Meister auf der Clarinette, einen Trauermarsch blies, während Taubenheim die verlogenste Miene von der Welt machte. Seidlitz und Taubenheim blieben auch in ihrem nachherigen Wirkungskreise in Petersburg gute Freunde.

Der Professor Dr. Wachter war auch als praktischer Arzt thätig. Sein Hauptmittel für äußere Schäden soll ein Fettlappen gewesen sein, für innere Kamillenthee. Einst verordnete er einem Kranken wiederum Kamillen, bemerkte aber dann, daß derselbe unbeweglich dalag, und rief: „Ach so, Sie sein schon dot!“ Nichts desto weniger war Wachter bei der Bürgerschaft ein sehr beliebter Arzt, und als Kaiser Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgerfrau in Dorpat, es sei doch unrecht, daß sie in der Ferne Hilfe für ihr Leiden suche, da sie die beste von Dr. Wachter in Dorpat haben könne, der sich auf vieles Bitten wohl auch entschließen würde, die Kaiserin in Petersburg zu behandeln.

Dem Dr. Jaehlmann auf der Straße zwischen 12—1 begegnend, wo Seelglocken für Gestorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Ist das Ihrer?“, worauf Jener ihm zunickte. Am anderen Tage zwischen 11—12 Uhr, wo für bürgerliche Gestorbene geläutet wird, wieder dem Dr. Jaehlmann begegnend, rief er ihm zu: „Das ist meiner!“

Als ich Student wurde, waren noch die Matadore unter den Professoren der ältesten Zeit in voller Wirksamkeit: Parrot der Ältere, Jaesche, Morgenstern, Strube, Gust. Emers, der Historiker, und Krause.

Parrot, der beim Kaiser Alexander I. sehr in Gunst stand und sogar freien Zutritt bei ihm hatte, konnte der Mitbegründer der Universität genannt werden. Er war Franzose von Geburt, ein fester, energischer Charakter; sein Fach war die Physik. Bei seinen Experimenten in den Vorlesungen ließ er dem witzigen Diener des physikalischen Cabinets, Simon, große Freiheit. Dieser copirte ihn manchmal vor Beginn der Vorlesung auf dem Katheder sehr komisch, wobei Parrot ihn einmal überraschte, ohne sich zu ärgern. Wie eigensinnig Parrot an seinen Behauptungen festhielt, lehrt das folgende Beispiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Wasser sehen. Der als russischer Schriftsteller nachmals so bekannte Woldemar Dahl (Владиміръ Луганскій), damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Wasser auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?“

Dahl: „Das Gepräge nicht.“

Parrot: „Also, meine Herren, man kann nicht unter dem Wasser sehen.“



Für Energie und persönlichen Muth spricht das Folgende. Schon ein bejahrter Mann, befand sich Parrot in einem Reichenzuge, als ein Pferd vor einer Droschke, auf der ein Colleague saß, sich hoch aufbäumte. Parrot stieg eilig von seinem Fuhrwerk ab und zerrte so lange an dem Zügel des wildgewordenen Pferdes, bis er es in Ordnung brachte.

Bei der Organisation der Universität als Rector thätig, soll er zur Aufrechterhaltung persönlicher Ehre und Sitte das Duell unter den Studenten selbst eingeführt und die erste Paukerei eingeleitet, ja sich selbst mit einem berühmten ausländischen Fechter in Dorpat gemessen haben.

Großes Verdienst erwarb sich Parrot durch seine Plantationen auf dem Dom, der sich unter seiner Leitung allmählich begrünzte und zum Lieblingsspaziergang der Dorpatenser wurde. Hatte Krause dort die wissenschaftlichen Gebäude (Anatomicum, Klinikum, Sternwarte, Bibliothek) errichtet, so sorgte Parrot für schattige Alleen, Bänke und einige Lusthäuschen, an welchen allerdings bisweilen boshafte Kritiken mit Bleifeder aufgezeichnet waren, z. B.:

Herr Parrot, mit dem Zahnarzt einverstanden,

Sind's wohl, die dieses Zugnest hier erfanden.

Christian Simon, der Diener, verfehlte nicht, Parrot auf dergleichen aufmerksam zu machen, mochte aber gelegentlich selbst solches Gefrizel veranlaßt haben.

Parrot wurde später nach Petersburg an die Akademie der Wissenschaften versetzt und bewahrte auch hier seine unabhängige Gesinnung. Als Glied der Commission, welche über die bei Petersburg zu errichtende Sternwarte berathen sollte, gerieth er in heftigen Streit mit den anderen Gliedern derselben, sowie namentlich mit dem Präsidenten der Commission, Grafen Kleinmichel. Die Anderen waren für Pulkowa als Ort der neuen Sternwarte, Parrot dagegen für Dranienbaum, weil hier mehr heitere Tage für die astronomische Beobachtung zu erwarten waren. Parrot schrieb schließlich in den härtesten Ausdrücken über diese Angelegenheit an den Kaiser Nicolai: „Er wisse nicht, ob er die Commission mehr dumm oder frech nennen sollte.“ Der Kaiser verlangte von dem Grafen Kleinmichel Auskunft über die Sache und fügte die ihn ehrenden Worte hinzu: „Только не трогать старика!“ (d. h. nur den Greis nicht verletzen!)

Wie nahe das Verhältniß Parrots zum Kaiser Alexander I. war, geht auch aus Korffs Biographie Speranskys hervor. Als nämlich die Franzosen 1812 in Rußland eindringen und Speransky von der aristokratischen Partei so arg als Vaterlandsverräther verdächtigt war, daß der Kaiser ihn erschießen lassen wollte, war es Parrot, der ihm dies aufs Beweglichste ausredete, obgleich er kein Anhänger Speranskys war. Speransky hat übrigens in späteren

Jahren, mit seiner Tochter aus dem Auslande kommend, auch Dorpat und die Universitätsbibliothek besucht, bei welcher Gelegenheit auch ich ihn kennen lernte: ein langer wohlgebauter Mann, in schlichtem braunen Ueberrock und rundem Hut, ohne jede Ordensauszeichnung. Der damalige Rector Parrot der Jüngere begleitete ihn. Speransky sprach mit uns französisch, wünschte ein anderes Mal bei längerem Besuch die Universität näher kennen zu lernen, die er die *fleur de la Russie* nannte. Seine ruhige, besonnene Ausdrucksweise, seine hohe gedankenreiche Stirn, der man es ansah, daß große Schicksale an ihr vorübergegangen waren, ließen mir einen tiefen Eindruck zurück.

Den alten Akademiker Parrot besuchte ich in seinen letzten Lebensjahren in Petersburg, ohne ihm früher persönlich näher gestanden zu haben. Er empfing mich sehr gütig; für Dorpat hatte er ein warmes Herz bewahrt. Ich habe der Universitätsbibliothek ein schönes Porträt Parrots, Brustbild in Kupferstich, verehrt, das ihn auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Professor in Uniform darstellt und jetzt in der Abtheilung der Morgensternschen Bibliothek steht.

Ein zweiter von den Matadoren der alten Zeit war der Professor der Philosophie Jaesche, ein wohlwollender, kindlicher Charakter, ein wackerer Kantianer, der auch zuerst Kants Logik herausgegeben hat. Logik mußte bei ihm jeder Student ohne Ausnahme hören, und sein Collegium war auch immer besetzt. Ich konnte demselben keinen Geschmack abgewinnen und habe für speculative Philosophie wohl überhaupt nicht Scharffinn genug. Doch hatten mich die Denkübungen, die Jaesche durch seine Seminaristen bei sich zu Hause mit mir und anderen Kreisschülern bisweilen Sonnabends anstellen ließ, sehr interessirt. Jaesche war unser Nachbar; seine Tochter war mit meiner ältesten Schwester gut bekannt, und ich stand mit seinen Söhnen dauernd in freundschaftlicher Beziehung.

(Fortsetzung folgt.)





Professor der Geschichte war Gustav Ewers, ein Hannoveraner von Geburt, der aber eine Livländerin, Baronesse Mandell, geheirathet hatte. Der Curator und nachherige Minister Lieben war ihm sehr gewogen. Ewers war ein als Professor und Rector sehr verdienter Mann, der sich durch ein leutseliges Wesen auszeichnete. Er soll, wenn ihm von Studenten Nachts die Fenster eingeschlagen wurden, was in jener Zeit öfters vorkam, gleich neue Scheiben haben vorsezen lassen, die er in Vorrath hatte. Sein Handbuch der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen, in knappem, kernhaftem Style, mit Berücksichtigung des Cultur- und Verfassungslebens, wurde hoch geschätzt. Sein Vortrag war immer fesselnd, auch wenn er gelegentlich einmal aus Rottecks Weltgeschichte Seiten lang vorlas. Auch ich folgte seinen Vorträgen stets mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ewers las Allgemeine Geschichte, Russische Geschichte, Geographie und Statistik und Politik durchaus zur Zufriedenheit der Zuhörer, wie auch des damaligen Curators Lieben, der ihn durch Orden und Rang besonders auszeichnete.

Mich persönlich fesselten in nicht geringerem Grade die Vorträge des Professors Morgenstern über Alterthumswissenschaft, Antiquitäten, Archäologie und Aesthetik, über Plato und Horaz. Drei Jahre lang habe ich eifrigst bei ihm gehört und ward ihm als fleißiger Schüler, wie auch durch die Semestralprüfungen näher bekannt. An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war groß, und dabei verstand er in seinem Vortrage so viel Neues und mit so viel Geschmac vorzubringen und durch Vorzeigen großer archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, daß ich durch ihn für das klassische Alterthum begeistert ward.

Er las in einem kleinen Auditorium neben der Zeichenanstalt im alten Universitätsgebäude. Hinter seinem Katheder führte eine verschlossene Thür in die Zeichenanstalt. Einmal in der Aesthetikvorlesung, als er gerade mit erhöhter Stimme sprach, drang durch das Schlüsselloch hinter ihm Rauch hindurch, der ihn wie den olympischen Zeus in Wolken einhüllte. In seinem Eifer merkte er nichts davon, wir Zuhörer aber um so mehr. Der einarmige Oberst Reutern, Schukomskys späterer Schwiegervater, der gerade in der Zeichenanstalt arbeitete, hatte sich diesen Spaß erlaubt.

Morgenstern schrieb Deutsch und Lateinisch klassisch schön, und seine Reden, in der Aula vor einem zahlreichen Publicum über Klopstock, Winkelmann u. s. w. ausdrucksvoll vorgetragen, fanden immer große Bewunderung.

Beim Professor Francke hörte ich Aristophanes' Frösche und Taciti Germania erklären. Ich erinnere mich noch, daß er das Gequak der Frösche sehr komisch vortrug. Francke war sehr gelehrt. Mit Morgenstern gerieth er in einen wissenschaftlichen Streit über Inschriften, die ein Reisender, der livländische Edelmann Herr von Richter, aus dem Orient mitgebracht hatte. In diesem Streit hatte Morgenstern den jüngeren Kollegen etwas vornehm abgefertigt, wofür sich dieser aber bei seiner abweichenden Interpretation gründlich zu rächen mußte. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte als ein noch junger Mann.

Nächst den genannten Professoren besuchte ich drei Jahre lang fleißig die Vorlesungen des Professors der russischen Literatur, Perewoschtschikow, der in des famosen Magnizh Zeit klösterlich im Seminar erzogen, die Universität nur als Schule betrachtete, ohne das geringste Verständniß für akademische Freiheit. Beim Vortrage der russischen Literaturgeschichte sprach er allein, die übrigen Lektionen behandelte er als Privatstunden, in denen er übersetzen ließ und die eingelieferten Aufsätze, nachdem er sie corrigirt, beurtheilte. Ich war sein fleißigster Schüler, und er zeichnete mich dafür aus; doch mußte ich es mir gefallen lassen, daß er in der ersten Stunde des Semesters regelmäßig den Scherz anbrachte: „Теперь великій знатокъ русскаго языка г. Андерсъ намъ отвѣчать будетъ“ zc. (d. h. Jetzt wird der große Kenner der russischen Sprache, Herr Anders, uns erwidern zc.). Ich schwärmte, wie schon früher erzählt, angeregt durch meine russischen Freunde, für die neuere romantische Poesie der Russen und war dreist genug, die ältere russische Poesie eines Cheraschow und Anderer in meinen Aufsätzen herunterzureißen. Perewoschtschikow warnte mich sehr vor dieser freien Richtung, ja selbst mit Thränen in den Augen, und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte.

Die sog. Professorstudenten, junge Leute, die auf russischen Universitäten schon einen akademischen Grad erworben und sich in Dorpat oder auch im Auslande noch weiter ausbilden sollten, um später auf einer russischen Universität eine Professur zu bekleiden, waren hier Perewoschtschikow's besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator Vieven, dabei äuernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich ungünstig ausgesprochen über den nachher so berühmt gewordenen Professorstudenten Pirogoff. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Vieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät (über Pirogoff's Arbeit) und veranlaßte zugleich das Conseil die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorat verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus. Pirogoff erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat.

Da ich als Jurist immatriculirt war, gestattete man mir auch nur ein juristisches Gradualexamen zu machen. Darauf war ich am Schluß meines dreijährigen Universitätscursum eigentlich gar nicht vorbereitet und hätte mich lieber zu einem Examen als Philologe gerüstet. Nun aber war ich gezwungen, juristische Disciplinen zu bearbeiten, über die ich nie Vorlesungen gehört. Es war noch gut, daß ich wenigstens Pandecten bei Dabelow fleißig besucht hatte, wenn ich auch nicht von ihm, sondern von Clossius examinirt wurde. Es gelang mir das Examen zu absolviren; meine ausführliche Candidatenschrift habe ich erst nach Jahren eingeliefert und sie wurde von der Juristenfacultät für des Druckes würdig erklärt.

Ich war am 1. Mai d. J. 1826 als stellvertretender Bibliothekar-gehilfe angestellt worden und bezog auch das Gehalt dieses Amtes. Bibliotheksdirector war Morgenstern, Bibliotheksecretär mein Vater, damals schon ein älterer Mann; Kanzlist der noch ältere Rath Leibnitz, dessen Finger schon so steif waren, daß ich genöthigt war, auch alle Schreibereien allein zu besorgen. Ich wurde mit Uebergang des alten Leibnitz angestellt und zahlte ihm daher, ebenso wie auch mein Vater, monatlich 8 Rbl. Banco auf meines Vaters Wunsch, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie. Ich machte mich gleich mit den Geschäften bekannt, hatte es aber schwer, nothwendig gewordene Aenderungen in dem Gange derselben durchzusetzen, da von dem

bisherigen Ufus nicht abgegangen werden sollte. Von dem Bibliothekdirector hing jede Bücheranschaffung ab. Die Facultäten wie auch die einzelnen Professoren wandten sich aber mit ihrem Begehren lieber an mich, da ich dann mit dem Bibliothekdirector mündlich oder schriftlich verhandelte. Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit. Ich kam recht gut mit ihm zurecht, war sein Schüler gewesen und genoß sein volles Vertrauen und besonderes Wohlwollen, das er mir unverändert bewahrte. Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.

Leider hatten wir nur zwei Bibliothekdiener, von denen Morgenstern den jüngeren und brauchbareren den größten Theil des Tages bei sich behielt, auch mit ihm ausfuhr; den älteren, der nur heizen, stäuben und reinigen konnte, ließ er mir zurück. Dieser war nicht einmal im Stande, mir große Folianten zuzutragen. Ich war genöthigt, die Bücher selbst aus ihren Fächern zu holen, darüber quittiren zu lassen und die zurückgelieferten wieder einzureihen. Professoren holten sich die Bücher selbst heraus, die Beamten aber hatten sie zurückzustellen. Jeder Professor hatte ein besonderes Ausleihbüchlein, in welchem er die entlehnten Bücher notirte. Da die Professoren aber häufig ihre Bücher unter einander austauschten, requirirte man oft vergeblich nach den Ausleihbüchlein, bis ich durchzusetzen mußte, daß ein jeder Professor wie jeder andere Bibliotheksbesucher für jedes entlehnte Buch eine besondere Quittung ausstellen mußte.

Mit den Studenten, denen ich Bücher auszutheilen hatte, kam ich ganz gut zurecht, obwohl sie in der ersten Zeit sehr legere Manieren hatten und z. B. ihre Mützen, Reitgerten, ja selbst die geschriebenen Bibliothekskataloge auf dem Ausleihetisch herumwarfen, was ich durch ruhige Vorstellung abzuändern mußte.

Mancher komischen Scene erinnere ich mich dabei. So wünschte z. B. ein Pole Sokrates' Werke zu haben.

Ich: „Sie wollen Platos Werke im Original oder in der Uebersetzung, der die sokratische Philosophie behandelte.“

P o l e: „Nein, Sokrates' eigene Werke.“

Ich: „Vielleicht habe ich nicht recht gehört; Sie wollen den attischen Redner Isokrates?“

P o l e: „Den will ich nicht.“

Ich: „Da kann ich Ihnen nicht dienen; Sokrates hat nichts selbst geschrieben.“

Ein Studiosus der Theologie fragte nach Büchern der schönen Literatur,

die aber ausgeliehen waren. Ich bot ihm Jean Pauls Flegeljahre an, die ich mit großem Behagen gelesen, er wies dieselben jedoch sichtlich verlegt zurück. Er hatte mein Angebot für eine Schnödigkeit gehalten, wie er mir nach Jahren, wo er ein geachteter Prediger und mir sehr befreundet war, lachend erzählte. — Wenn ein Student nach einer Notiz in seinem Taschenbuch von Friedrich von Schillers Werken etwas verlangte, so wußte ich gleich, daß ich einen Studiosus der Militärwissenschaften oder einen Pharmaceuten vor mir hatte. Diese waren mit der schönen Literatur meist ganz unbekannt; übrigens waren die deutschen Klassiker damals in den Familien noch wenig verbreitet.

Unser Kanzlist Leibnitz, ein alter Mann von stattlichem, ehrwürdigem Aeußeren, stand mit den Studenten vielfach auf dem Neckfuß. Den stud. Schulz fragte er, als derselbe lange Zeit nicht auf die Bibliothek gekommen, wo er denn gewesen sei.

Schulz: „Ich war in Kurland.“ Leibnitz: „Was haben Sie denn da gemacht?“ Sch.: „Ich suchte bei meinen Verwandten Geld.“ L.: „Bekamen Sie denn welches?“ Sch.: „Nein.“ L.: „Ach, wären Sie doch zu mir gekommen! Ich hätte Ihnen allerdings auch kein Geld geben können, aber Sie hätten doch nicht nöthig gehabt, nach Kurland zu reisen.“

Ein anderer Student erbat sich den Band aus Krünig' ökonomisch-technologischer Encyclopädie zur Ansicht, wo der Artikel „Haarsalbe“ stehe.

Leibnitz (der einen ganz kahlen Scheitel hatte): „Bekommt man durch diese Haarsalbe sein Haar wieder?“ Student (spöttisch): „Nun, Sie wollen doch nicht mehr davon Gebrauch machen?“ L.: „Nein, aber ich habe einen alten Muff, dem ist das Haar ausgegangen.“

Den Professor Morgenstern, unseren Bibliothekdirector, chicanirte Leibnitz auf mancherlei Weise. So trank er ihm bei einer Neujahrsgratulation eine ganze Flasche schönen Wein aus, während Morgenstern sich mit anderen Gratulanten unterhielt. Als der Curator Lieven bei seinem Besuche Dorpatz auf der Bibliothek äußerte, man werde dort wohl bald an Raum zu kurz kommen, sagte Leibnitz: „Ich habe schon Herrn Director Morgenstern gerathen, die Puppen (damit meinte er die schönen Gypsabgüsse der antiken Musen aus dem Vatican, die sinnreiche Zierde des mittleren Bibliotheksaales) hinausbringen, grün anstreichen und auf dem Dom aufstellen zu lassen.“ Morgenstern (ganz empört): „Herr Leibnitz, es hat Sie Niemand um Ihre Meinung befragt!“ Wir konnten uns schwer des Lachens enthalten, und darauf hatte es Leibnitz abgesehen.

Als ein Schnellläufer an einem Sommernachmittag auf dem Wege nach Rathshof seine Kunst producirte und nach der Uhr lief, sah ich nicht

weit von mir Freund Leibnitz unter anderen Bürgern mit geschwungenem Rohrstoß dastehen, den er jedoch sogleich sinken ließ, als der Schnellläufer vorübergelaufen war. Auf meine Frage, was das bedeute, sagte er mir vor den Umstehenden, er habe bemerkt, daß der Schnellläufer mit einer Peitsche Knaben, die ihm zu nahe gestanden, aus dem Wege gepeitscht; da nun sein eigener (Leibnitzens) Sohn auch nahe gestanden, so habe er, falls diesem dasselbe passirte, den Schnellläufer auf seiner glänzenden Laufbahn mit einigen Stockprügeln aufhalten wollen, was er auch gewiß ausgeführt hätte.

Ich stand mit dem alten Leibnitz im besten Verhältniß, schaffte aber den Mißbrauch ab, daß die Doctoranden, die ihre Abhandlungen aus einer Anzahl der auf der Bibliothek vorhandenen Inauguraldissertationen verschiedener Universitäten zusammenschrieben, drei Rubel dafür zahlten, daß Leibnitz sie ihnen zusammenkramte. Ich war ihnen gern selbst dabei behilflich, ersetzte aber dem Leibnitz diese Einbuße, die damals bei der geringen Zahl der Mediciner nicht so oft in Betracht kam. Leibnitz weigerte sich anfangs das Geld zu nehmen, that es aber schließlich doch, da er viele Kinder und nur ein mäßiges Gehalt hatte.

Er wußte viel von Weimar zu erzählen, wo seine Familie, entfernte Verwandte vom großen Philosophen Leibnitz, zu den Honoratioren-Familien gehörte. Als Knabe hatte er von Goethe ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als er im großherzoglichen Parke sich von einem edlen Baume eine Reitgerte geschnitten. An seinem Confirmationstage sollten die Confirmanden, die Söhne der Honoratioren und die der Handwerker, die sich draußen oft auch während der Lehrzeit geholt hatten, hinter dem großen Altarbilde noch einmal zusammentreffen, und benutzten dies, um sich unbemerkt von der Gemeinde die letzten Püffe zu ertheilen und dann von verschiedenen Seiten an den Altar zum Abendmahl zu treten. Dergleichen wäre doch in Dorpat undenkbar gewesen.

Wenn der berühmte Herder als Generalsuperintendent katechisirte und von den Katechumenen dumme Antworten bekam oder dieselben auch gar nicht zu antworten wußten, soll er oft mit dem Katechismus zuge schlagen haben. Ueberhaupt sei er in dem Publicum wenig beliebt gewesen; seine Gattin aber um so mehr. Diese hat nach seinem Tode auch seine Biographie in zwei Bänden geschrieben, die ich mit größtem Interesse vor Jahren gelesen habe. Herder bildete mit Wieland zusammen gegenüber der Goethe-Schillerschen Partei eine Gegenpartei, die weniger schroff als jene war und auch mittelmäßige Talente beschützte und ermunterte. — Auch von Christiane Vulpius, der Geliebten und nachherigen Frau Goethes, die nicht bei Hofe erscheinen durfte, wußte Leibnitz zu erzählen; sie habe sich später auch mit Studenten herumgetrieben u. dgl. m.



Endlich nahm Leibnitz selbst seinen Abschied, da ihm der Gang zur Bibliothek den Dom hinauf schon zu beschwerlich geworden, namentlich bei schlimmer Witterung, wo er dann oben oft unmutig ausrief: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter!“ Ich konnte noch zu seiner Beerdigung einen Beitrag liefern, wies aber die Zumuthung seiner Tochter, der Wittwe eines jüdischen Schankwirths in Moskau, kurz ab, als sie, während der Vater noch im Dienste war, bei mir eindrang und mich brutal mit den Worten anredete: „Sie haben nun lange genug meinen Vater unterstützt, jetzt bitte ich mir auch Geld von Ihnen aus!“

Auf Leibnitzens Grabe fand ich später einen Denkstein mit der Inschrift, die er sich wahrscheinlich selbst bei Lebzeiten gesetzt:

Als Knabe kannt' ich kaum des Lebens Lust,  
Als Mann und Vater füllte Sorg' die Brust,  
Als Greis beinahe hoffnungslos,  
Voll Hoffnung nur im Grabeschooß.

Mein Verhältniß zum Bibliotheksdirector Morgenstern gestaltete sich immer freundlicher und er lud mich öfters zu Tische, wo mich seine Gattin, eine geborene Lefebow, die er nicht mehr jung geheirathet, empfing und sich gern mit mir unterhielt. Sie war sehr gebildet, hatte eigene Gedanken und war dazu auch sehr musikalisch. Morgenstern mußte seine Wohnung im alten Universitätsgebäude zur Aufnahme des Curators räumen und bezog sein eigenes Haus, dessen Hauptsaal mit schönen Gemälden und anderen Kunstwerken geziert war. Seine Unterhaltung war mir immer sehr interessant. Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken. Ein Dienstmädchen, Rhddi mit Namen, schien ihm besonders recht zu sein und er gab ihr von seinem Teller oft einen Rest, den sie zwar annahm, aber nichts desto weniger hinter seinem Rücken ihm Fragen schnitt; dabei war sie nicht hübsch. Sie brachte Morgenstern einmal, wo er größere Mittagsgesellschaft hatte, in große Verlegenheit, indem sie dem Professor Lefebour, der im Frack und in weißtuchenen Pantalons und Glanzstiefeln saß, eine heiße Bratensauce über den Kopf goß, daß die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte. Lefebour mußte aufstehen und fortgehen. Morgenstern, der ihm nachrannte, konnte den ärgerlichen Kollegen nicht mehr zurückbringen und rief der Rhddi, die auf das Gespräch bei Tisch mehr geachtet hatte als auf die Saucenschale, aufgeregt zu: „Rhddi, sag' doch, wie kam denn das?“ und diese Frage wiederholte er dem verdutzten Mädchen mehrmals, bis der Rector Moier, der dem Professor Lefebour an dem großen runden Tische gerade gegenüber gesessen, rief: „Ach, ich habe ja Rhddi angestoßen, so kam es!“ worauf Morgenstern Rhddi tröstete: „Nun, beruhige

dich, Lyddi, Moier hat dich selbst angestoßen!" welcher Ausspruch die ganze Tischgesellschaft wieder erheiterte.

Ich habe bei Morgenstern auch mit dem Professor Aderkas, dem letzten Professor der Militärwissenschaften in Dorpat, dinirt. Er war ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Greis, der auch mir sehr zugethan war, mich immer „kleinster Emil“ nannte, und lateinische Sprüchwörter, sowie Reminiscenzen aus römischen Dichtern passend anzubringen mußte. Als seine Professur aufgehoben wurde, ging er nach Herrnhut ins Ausland. Er war in Preußen der Lehrer des berühmten Diebitzsch-Sabalkanski gewesen, der ihn auch in Dorpat besuchte. Am Vorabend seiner Abreise hatte ich mich, vor der Gluth des Sommertages flüchtend, etwas hingelegt und war eingeschlafen. Beim Erwachen fand ich ihn an meinem Bette sitzend. Er wollte mit mir noch zum Abschied eine Flasche guten Rheinwein bei einer Fahrt auf dem Embach leeren. Leider durfte ich dieser gemüthlichen Einladung nicht folgen, da sich ein aus dem Auslande kommender durchreisender Freund bei mir zum Abend angemeldet hatte.

Im Jahre 1829 besuchte Kaiser Nicolai I. Dorpat, was die ganze Stadt natürlich in die größte Aufregung versetzte. Er war begleitet von dem damaligen Generalgouverneur und Curator Baron Pahlen, und besuchte bei dem schönen Mainwetter auch die Anstalten der Universität auf dem Dom. In den Straßen der Stadt war er, von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben, auf einer Droschke umhergefahren und hatte, wie erzählt wurde, einen Studenten in den Carcer abführen lassen, der ohne Halstuch mitgezogen. Im Kanzleizimmer des Conseilsecretärs hatte der Kaiser, Tintenflecke auf dem Fußboden bemerkend, geäußert, das müsse nicht sein. Auf der Bibliothek hatte ich vom Rector Moier die Weisung, dem Kaiser links zur Seite zu gehen, einen halben Schritt zurück, um auf jede Frage desselben rasch antworten zu können, damit der weitläufige Morgenstern ihn nicht begleiten sollte. Beim Eintreten in den großen mittleren Bibliotheksaal machte der Kaiser die Bemerkung, daß der Ofen links schief sei und umgekehrt werden müsse. Vergebens hoffte ich auf ein Zeichen des Beifalls über den architektonisch so geschmackvoll ausgebauten Saal mit den Gypsstatuen der Musen. Der Kaiser, ein Heros an Gestalt und edler Haltung, das Ideal eines absoluten russischen Herrschers, stieg rasch die Stiege hinauf in den oberen Saal, wo er sich der Aussicht über den grünen Dom hinweg auf die Stadt erfreute. Er sprach mit uns Beamten nur deutsch, mit dem Generalgouverneur Pahlen russisch. Er ließ sich auch ein paar große Kupferwerke zeigen und fragte nach Manuscripten und Seltenheiten, deren wir aber nur wenige besaßen. Wir wiesen ihm orientalische Handschriften vor, die nach dem glorreichen persischen Feldzuge aus dem

Kloster Edschmiadzin an unsere Bibliothek gekommen waren. Als er fragte, ob an der Universität ein Ratheder für orientalische Literatur sei, antwortete Morgenstern rasch, der Professor der biblischen Exegese vertrete zwar die orientalischen Sprachen, die zur Bibelklärung dienten, aber der Universität wäre eine besondere Professur der orientalischen Sprachen sehr erwünscht. Bahlen wandte dagegen ein, wichtiger wäre für die Ostseeprovinzen wie für das ganze Reich eine Veterinäranstalt, worauf der Kaiser entschied, die letztere solle sogleich errichtet werden, die Bibliothek aus dem Chor der Kirche anderswohin übergeführt und die ganze Domruine zur Kirche ausgebaut werden. Der schiefe, aber gute und brauchbare Ofen wurde erst 20 Jahre später umgesetzt; eben so lange dauerte es mit der Errichtung der Veterinäranstalt, und der Plan des Ausbaues der Domruine unterblieb ganz. In den nächsten Tagen nach der Abreise des Kaisers wurde die Bibliothek von mehreren Damen besucht, die an dem Fenster des oberen Saales und zwar an der Stelle, wo der Kaiser gestanden, auf die Stadt sehen wollten. Da die drei Fenster neben einander dieselbe Aussicht boten, wies ich bald auf das eine, bald auf das andere Fenster hin, wo sie dann fanden, daß gerade dort die schönste Aussicht sich biete, und sich frommgerührt dort hinstellten. Den Ausspruch des Kaisers, daß die Bibliothek zum Ausbau der Kirche anderswohin verlegt werden sollte, benutzte der spätere Curator Krassfström dazu, mir jede Bitte um nöthige Reparaturen im Bibliotheklocale abzuschlagen.

Einen sehr freundlichen Eindruck ließ der Besuch der Großfürstin Helene Pawlowna in mir zurück, die ich schon als Student auf dem Plage vor der dorpater Poststation zuerst gesehen, als sie, von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Michael, begleitet, nach St. Petersburg reiste. Sie verließ damals ihren Wagen nicht. Wir Studenten begleiteten sie bis zur petersburger Ragatka und sie wehte uns mit ihrem Taschentuch beständig Grüße zu. Als sie später auf der Durchreise ins Ausland Dorpat im Frühling besuchte, begleitet von dem Dr. Seidlitz, den ich aus Petersburg kannte, sandte mir dieser am frühen Morgen ein Billet mit dem Auftrage, mich schleunigst auf die Bibliothek zu begeben, die die Großfürstin, sobald sie bei dem schönen sonnigen Morgen die Domruine betrachtet, sehen wolle. Er habe sie benachrichtigt, daß ich sie dort empfangen werde. Ich möge nicht in Uniform erscheinen, sondern im schwarzen Frack und Niemanden sonst davon benachrichtigen, da sie alle Förmlichkeiten sich verbeten und gleich nachher abreisen wolle. Sie ließ sich von mir in den Sälen umherführen, that kluge Fragen in deutscher Sprache, auf die ich nicht bloß mit Ja und Nein zu antworten hatte, und war äußerst liebenswürdig und gütig gegen mich. Morgenstern bedauerte schmerzlich, sie nicht selbst haben empfangen zu können und ließ mich umständlich von ihr erzählen.

Auch einen Prinzen von Hessen-Darmstadt habe ich auf der Bibliothek empfangen, begleitet vom Curator Krafftström. Der Adjutant des Prinzen, ein Fürst Wittgenstein, unterhielt sich noch lange nachher mit mir und suchte mich die verdrießliche Aeußerung des Curators vergessen zu machen, der im Dämmerlichte des Vorssaales über ein Fußeisen gestolpert war.

Auch sonst hat die Bibliothek zu meiner Zeit noch manchen vornehmen Besuch in ihren Räumen gesehen. So beehrte uns der Minister der Volksaufklärung Norow, der bei Borodino ein Bein verloren und als Stelzfuß umherging, mit seinem Besuch. Er ließ sich einige Incunabeln zeigen und erzählte lächelnd, er habe sich sehr gefreut, beim Besuch der dörptischen Schulen nicht in derselben Weise regaliert zu werden, wie sonst überall auf seinen Revisionsreisen durch Rußland, nämlich durch die Declamation eines Gedichtes auf die Schlacht bei Borodino, das ihn überall verfolgt hatte. — Der Feldmarschall Graf Friedrich v. Berg besuchte die Bibliothek in Begleitung des Curators v. Bradke. Er unterhielt sich viel mit uns und ließ uns auch eine Bananenfrucht mitkosten, die man ihm im botanischen Garten dargeboten. — Auch der chevalereske Generalgouverneur Fürst Sumorow erfreute sich des Anblickes der Bibliothek und der Aussicht aus ihren hohen Bogenfenstern.

Als Personen, die aus Petersburg ins Ausland reisten, noch den Weg über Dorpat nahmen, ehe die Eisenbahnen benützt werden konnten, wurde die Bibliothek wie die anderen Anstalten der Universität viel besucht, und ich hatte manche Gelegenheit, mich in fremden Sprachen zu unterhalten, im Französischen, im Russischen, später ein paar Mal im Englischen, einmal auch im Lateinischen mit einem hohen griechischen Prälaten. Ein russischer Besucher fragte mich einmal, ob ich ein geborener Russe sei. Ich antwortete lächelnd: „Soll das Malice sein? Sie werden doch an meiner Aussprache meine deutsche Abstammung hören.“ Er: „Ich dachte, bei einem längeren Aufenthalte unter Deutschen in Dorpat könnte sich auch die Aussprache eines Russen etwas verändern.“ Ich: „Auch sonst möchte wohl nichts an mir an einen Russen erinnern, wenn auch die romantische Poesie der Russen und der Wohlklang der Sprache, die ich überhaupt für sehr bildsam halte, einen besonderen Reiz für mich hat.“ Er (mit freundlichem Lächeln): „Ihre freimüthige russische Physiognomie!“

In meinem Freundeskreise hatte ich später oft zu hören: „Da kommt Anders mit der freimüthigen russischen Physiognomie!“

Als ich später eine große Vorliebe für das Englische faßte, trat bei mir das Russische sehr zurück, auch hatten die mir befreundeten Russen Dorpat verlassen, und es fehlte mir die äußere Anregung zu dem Russischen. Aber bekannt war ich auch mit Perewoschtschikows Nachfolger Professor Rosberg,

der aus Odeffa nach Dorpat berufen wurde, um hier die Professur der russischen Literatur zu bekleiden. Er war ein gründlicher Kenner seiner Sprache und Literatur und auch sonst ein sehr gebildeter Mann, ideenreich und für einen gewissen Cultus des Geistes schwärmend, vielleicht der einzige Cultus, den er anerkannte. Er mied jeden Familienverkehr, war aber immer unterhaltend. Ein paar Mal bei öffentlichen Diners bat er mich, sein Nachbar bei Tische zu sein, und ich fand großen Genuß an seinen feinen und geistreichen Bemerkungen. Als Professor leistete er nichts, schwänzte mehr, als daß er Collegia las, und war zufrieden, daß jeder Student mehrere Semester hinter einander Vorlesungen bei ihm belegen und bezahlen mußte. Er rühmte sich, beim Examen so humane Forderungen zu stellen, daß kein Student sein wissenschaftliches Fach deshalb zu vernachlässigen brauchte. Man erzählt, daß ein Student, der mehr Russisch verstand, einmal auch für einen Anderen zum Examen vorging, der in diesem Fache schwächer war. Rosenberg soll ihn ruhig examinirt und dann gesagt haben: „Als Sie neulich Schmidt hießen, bestanden Sie besser als heute, wo Sie Schulz heißen.“

Im Jahre 1827 den 12. December wurde das 25jährige Jubiläum der Universität Dorpat groß gefeiert und brachte uns das Wiedersehen mancher älteren Commilitonen.

In meinen amtlichen Verhältnissen konnte ich zufrieden sein, wenn ich auch bei meiner großen Arbeitslast wenig Unterstützung hatte und fast Alles selbst machen mußte. Für juristische Studien hatte ich keine Zeit und keinen Sinn. Es war wichtiger, daß ich meine allgemeine Bildung vervollständigte, um als Bibliothekar immer genügend Auskunft geben zu können. Auch beauftragte mich Morgenstern noch damit, Fremden das Kunstmuseum zu zeigen, wo ich auch zu diesem Zwecke bald hinreichend bewandert war.

Der erste Curator des dörptschen Lehrbezirkes, der seinen ständigen Wohnsitz in Dorpat nahm, war der Generalleutenant Krafftström, der im Jahre 1836 sein Amt antrat. Die früheren Curatoren residirten in Petersburg und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Besuch nach Dorpat. Mit Krafftström begann für Dorpat eine neue schwere Zeit, die noch jetzt in der Erinnerung auf diejenigen, welche gleich mir seine 19 Jahre dauernde Verwaltung mit erlebt, wie ein Alp drückt. Alle Harmlosigkeit hörte damit auch bei der Universität auf.

Ohne Bildung, aber nicht ohne Verstand, ein strenger unbeugsamer Charakter, der für akademische Freiheit durchaus keinen Sinn hatte, die Universität wie eine Schule behandelte und überall Betrug gegen die Krone witterte, hätte Krafftström gern in Schule und Universität militärische Disciplin eingeführt. Mit der Competenz ausgestattet, jeden Untergebenen bis zum Hofrathsrang ohne Weiteres zu entlassen, ist es ihm doch zur Ehre

anzurechnen, daß er davon höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch machte; auch war er allmählich uns für ehrlich zu halten genöthigt. Den Schulen war er geneigter als der Universität, da jene ihm ganz ergeben sein mußten, während diese ihm doch gegen Willkür ihr Universitätsstatut, wenn auch oft schwach, entgegensetzte. Lieb hat Krafftström die Universität nie gewonnen; in diesem Sinne äußerte er sich auch gegen den Pastor Frommann aus Petersburg, der ihn in Dorpat besuchte.

Als der Bibliothekdirector Professor Morgenstern einen längeren Urlaub ins Ausland erbeten hatte, verlangte Krafftström zuvor eine Revision der Universitätsbibliothek. Professor Erdmann, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, sollte dieselbe leiten. Dieser besprach sich deshalb mit mir, da man den alten Director Morgenstern in dieser Angelegenheit gern ex nexu stellen wollte. Erdmann wollte die ganze Sache mir übertragen. Auf meine Einwendung, daß die Revision ja gegen mich als den eigentlichen Verwalter der Bibliothek gerichtet wäre, bemerkte er, eine zuverlässige Revision könne auch nur von mir ausgeführt werden und werde dann Glauben finden. Er fragte mich, wie viel Zeit ich dazu wohl brauchte? Ich antwortete: Wenn die Benutzung der Bibliothek wie bisher fortgehen solle und ich die Accessionskataloge seit Beginn der Bibliothek, d. h. seit dem Jahre 1802, mit den systematischen Katalogen vergleichen müsse, nach denen die Bücher selbst aufgestellt seien, so werde das wenigstens ein Jahr Zeit erfordern; übrigens werde die Revision nicht nur zur Beruhigung der Universität, sondern auch zu meiner eigenen dienen, da meines verstorbenen Vaters und mein eigener guter Ruf daran hänge, wiewohl die Bücher alle in offenen Schränken ständen und wir dort keine Wohnung gehabt.

Ueber diese Mittheilung höchst ungehalten, hatte der Curator geäußert, er übernehme die Revision eines Regiments in drei Tagen und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen! Mir selbst sagte er bei Gelegenheit, er wolle die Sache eine Zeit lang noch so ansehen, dann aber andere Maßregeln ergreifen.

Unterdeß konnte Morgenstern nicht abreißen und war über meine Weitläufigkeit ziemlich ärgerlich. Ich aber betrachtete nun die Revision als Ehrensache und wollte sie zu Ende führen, dann aber, da mein guter alter Vater nicht mehr zu unterstützen war, ins Ausland reisen und später in Petersburg eine passende Anstellung suchen, wozu meine dortigen Verwandten gern behilflich sein wollten. Nach Ablauf eines Jahres war die Revision beendet und die Zahl der in 36 Jahren abhanden gekommenen Bücher so gering, daß von einem Ersatz derselben nicht die Rede sein konnte.

Charakteristisch für Krafftströms Verwaltung war, daß beim Umbau der großen Dombrücke die sinnreiche Inschrift *Otio et musis sacrum*,

gewiß mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Institute des Domes von Morgenstern gewählt, gegen die platte Inschrift *Otium reficit vires* vertauscht wurde.

Sein Uebelwollen gegen die Studenten zeigte Krafftström gleich. Als dieselben nach gewohnter Weise am 21. April vom Dome aus unter Gesang zum sog. Völkercommerc hinausziehen wollten, gestattete er dies nur jeder einzelnen Gruppe in aller Stille (Corporationen waren ja verboten). Es wurde dies auch so ausgeführt, aber bei der Rückkehr sang ein Haufe Kurländer auf dem Markte das *Gaudeamus* und rief vor der Universität ein *Vivat Academia*, während ein Rigenser einen umflorten Pflast als Symbol der niedergetretenen akademischen Freiheit in die Vorhalle des Universitätsgebäudes warf. Die Namen dieser Schuldigen, von den Bedellen notirt, mußten dem Curator gemeldet werden. Mehrere wurden gestrichen und durften nach den damaligen Universitätsvorschriften nicht ohne des Curators Bewilligung wieder aufgenommen werden. Unter ihnen war ein Kurländer Otto, stud. juris, dessen letztes Semester nach ein paar Monaten zu Ende gehen sollte und der sich wenig daraus machte, früher gestrichen zu werden. Als er sich aber zu Beginn des neuen Semesters zum Gradualexamen meldete, verbot der Curator dies, da Otto sonst ohne Strafe geblieben wäre. Dieser war nun längere Zeit in einer sehr peinlichen Lage. Er sollte in Bauste die Stadtsecretärsstelle antreten, konnte dies aber nicht, bevor er das Examen gemacht, und die Stelle mußte inzwischen stellvertretend für ihn verwaltet werden. Als einige Zeit darauf der Curator eine Reise nach Petersburg machte, hatte der Decan Bröcker ihn bei so guter Stimmung gefunden, daß er ihm noch beim Hineinsteigen in den Wagen die Begnadigung des unglücklichen Otto abzurufen vermochte. Als Bröcker später dem Curator den tiefgefühlten Dank der in ärmlichen Verhältnissen lebenden Familie abstatten wollte, erhielt er zur Antwort: „Es thut mir noch leid, daß ich damals so schwach gewesen bin nachzugeben.“

Den späteren Dr. Hermann Girgensohn, der in Wolmar Geisteskranke glücklich behandelt hat, ließ er in seinem Fuchsemester streichen, als er nach einem heiteren Frühstück, ohne betrunken zu sein, mit anderen Commilitonen über den Markt gehend, ziemlich laut gesprochen hatte. Als der Oberlehrer Girgensohn den Curator bat, seinem Neffen doch nicht seine ganze Zukunft zu zerstören, antwortete ihm dieser, der Neffe könne ja noch Schuster oder Schneider werden. Später gestattete er indessen die Wiederaufnahme des jungen Mannes mit Rücksicht auf dessen achtbare Verwandten.

In die Verwaltungszeit des Curators Krafftström fiel auch meine Sendung nach Petersburg zum Empfang der Klingerschen Bibliothek, welche durch die testamentarische Schenkung von Klingers Wittwe der Universität

Dorpat zugefallen war. Ich wurde von dem Rector Neue dazu aufgefordert, dem der Curator bei seiner Abreise zu einer Schulrevision gesagt hatte, man möchte mir ordentliches Reisegeld dazu geben. Da ich noch denselben Tag nach Petersburg abreiste, bat ich, man möchte mir das Nöthige bei der Rückkehr zahlen. Im Departement der Volksaufklärung in Petersburg empfing man mich ganz freundlich. Der in die Klingersche Bibliothek geschickte Beamte zog sich gern zurück. Ich meldete dem Rector Neue, wie ich die Sache vorgefunden und daß ich den mitgebrachten schriftlichen Katalog der Bibliothek mit dem Bestande derselben in den Bücherschränken vergleichen und die Bücher wohlverpackt nach Dorpat senden wolle. Der Rector antwortete mir, er habe meinen Brief dem Curator gleich mitgetheilt, der Alles zum Voraus genehmige, was ich für nothwendig finde, auch den Bibliothekdiener Part, falls ich es wünsche, mir nachgeschickt wissen wolle, was ich jedoch ablehnte, da Part in Dorpat nicht entbehrt werden konnte. Ich hatte in Petersburg bei schönem Sommerwetter täglich 4—5 Werst von der Wohnung meiner lieben Verwandten auf dem Stückhofe bis nach Wassili-Ostrow zum Klingerschen Hause zu machen. Sonntags besuchte ich sie in Pargola. Das Schlafzimmer Klingers fand ich noch unverändert. Ich benutzte die Klingerschen Dienstleute zur Reinigung des Locals; anderweitige Hilfe konnten sie mir nicht leisten.

Die Bücher standen ungeordnet in den einfachen Glaschränken und es kostete mich sieben Wochen Zeit, sie nach dem Katalog zu numeriren und wieder einzustellen. Ich freute mich zu sehen, daß diese Sammlung von Werken allgemein-wissenschaftlichen Charakters der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur unsere Universitätsbibliothek in Dorpat vortrefflich ergänzen würde. Klinger war Vorleser der Kaiserin Maria, der Gemahlin Pauls, gewesen, und diese ließ ihn von den meisten Werken zwei Exemplare anschaffen, von denen das eine für ihn bestimmt war. So hatte er diese Bibliothek, darunter Serien kostbarer Werke, zusammengebracht. Seine Gemahlin war von Klingers Freunden dazu bewogen worden, diese werthvolle Büchersammlung der Universität Dorpat zu vermachen, deren erster Curator Klinger gewesen.

Einmal während dieser Wochen ging die Newa am Morgen so hoch, daß Kanonenschüsse schon das Publicum warnten. Ich bestieg eine kleine Schaluppe, um für den Fall der Wassersnoth zeitig im Klingerschen Hause zu sein, bemerkte aber, daß mein stämmiger Fährmann ein Greis mit halben Beinen war, der seine lappenumwundenen Kniee beim Ausholen mit den Rudern fest gegen die Ruderbank stemmte. Es dauerte eine Weile, bis wir aus der Brandung am Ufer herauskamen. Ich faßte eine Stange des Baldachins fest an, um in dem Falle, daß das Fahrzeug umschlug, mich



noch halb schwimmend erhalten zu können; wir erreichten aber glücklich Wassili-Ostrow, wo die Holzbrücke unter dem Andrang der Wogen schon Schlangenlinien bildete. Doch legte sich der Sturm allmählich, und ich kehrte glücklich wieder zu Fuß nach Hause zurück. Später las ich in Dorpat in der „Petersburger Zeitung“, daß ein Bootsfährmann ohne Beine in Petersburg eingefangen sei, der nach und nach acht Passagiere mit seinem Ruder plötzlich niedergeschlagen und dann in die Newa geschleudert habe. Es war dies offenbar mein Fährmann von damals, dessen Heldenkraft ich sehr bewundert hatte.

Auf Anfrage des Departements der Volksaufklärung hatte ich einige Mal über meine Arbeit demselben kurze Berichte abzustatten, die ich selbst in russischer Sprache abfaßte, mit der Bitte um Nachsicht, wenn ich den Kanzleistyl verfehlt, worüber man mich freundlich beruhigte. Der Departementsdirector sagte mir beim Abschied, ich möchte selbst dafür sorgen, daß ich von der dorpater Universität zu einer anständigen Belohnung für meine mühsame Arbeit vorgestellt werde; hier werde er die Sache bestens unterstützen.

Auch vom Minister Uwarow wurde ich bei meinem Abschiedsbesuch gütig empfangen, ebenso in Dorpat vom Curator und Rector, die sehr zufrieden damit waren, daß ich die einfachen Klingerschen Bücherschränke als Appertinenz der Bibliothek mit nach Dorpat hatte bringen lassen. Mit Lackfarbe neu gestrichen, bergen dieselben noch jetzt die Klingersche Bibliothek im oberen Bibliotheksaale. Ein lebensgroßes Brustbild Klingers, Kupferstich, wußte ich in dem Raume passend anzubringen. Die vom Curator angeordnete Revision der Bücher fiel auch sehr günstig aus, und ich bekam ein Lob in meine Dienstliste. Damit aber war die Sache auch für mich geschlossen. Progon und Diäten wurden mir im Betrage von ca. 50 Rbl. erst nach einem halben Jahre gezahlt; nach meinen anderweitigen nothwendigen Ausgaben in der Klingerschen Wohnung wurde aber nicht weiter gefragt, noch ein Ersatz derselben von mir in Antrag gebracht, was in jener geizigen Zeit auch dem Rector Neue gewiß lieb war.

In das erste Jahrzehnt nach meiner Anstellung bei der Universitäts-Bibliothek fielen Ereignisse, die in unser häusliches Leben tief eingriffen. Drei Geschwister, meine dritte Schwester und meine beiden jüngeren Brüder, und ich selbst befielen ziemlich gleichzeitig am Typhus. Der ältere Bruder war Mediciner und wahrscheinlich bei der Pflege des jüngeren angesteckt. Beide Brüder erlagen dem typhus abdominalis, den man damals noch nicht zu behandeln verstand. Ich, damals nicht in unserem Hause wohnend, überstand die Krankheit leichter. Die gute Familie Scharte nahm meine

kaum genesende Schwester bei sich auf, damit sie die Brüder nicht sterben sehen sollte. Mein Vater ward seit dieser Zeit nie wieder heiter, und mit der Geselligkeit in unserem Hause war es für lange Zeit aus.

Meine älteste Schwester, die sich gern wissenschaftlich beschäftigte, französische und englische Bücher las und sich auch im Generalbass unterrichten ließ, bereitete sich zu einem Gouvernantenexamen vor und trat als Lehrerin in das Haus der Baronin Uexküll in Linamäggi, um dort zwei junge Mädchen, die Pflügetöchter der Baronin, zu unterrichten. Während des Winters lebten sie in der Stadt und die jungen Mädchen besuchten in dieser Zeit auch unser Haus. Die Eine von ihnen, Gräfin Pauline Stenbock, fesselte bald meine ganze Seele, wogegen alles frühere Wohlgefallen an weiblichen Wesen ganz bei mir zurücktrat. Ich fühlte mich so glücklich, daß sie meinem Gespräche immer gern zuhörte und ihr seelenvoller Blick mir ein freundliches Vertrauen schenkte. Auch waren wir (damals lebten noch meine beiden jüngeren Brüder) im Sommer nach Linamäggi geladen, wo ich ihr näher treten konnte. Das Cholerajahr 1831 führte sie zu ihrer Mutter zurück, und daß ich auf ihre Nähe verzichten mußte, machte mich unendlich traurig. Auch ohne Hoffnung, sie je zu besitzen — wie konnte ich daran bei der Ungleichheit des Standes nur denken? — für sie zu leben, auf ihr Leben irgend einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, schien mir schon ein hohes Glück, und dieses hoffte ich zu erreichen.

Mein Junggesellenleben bei eifriger Arbeit und im Umgange mit gebildeten jüngeren Männern, die meine Gesellschaft suchten, war aber nicht trostlos. Der Bruder einer der Freundinnen meiner jüngsten Schwester, Fritz Brock, der aus Berlin kam, wo er fünf Jahre lang Hegel gehört, schloß sich mir bald an, und es war ihm oft heimischer in meiner Wohnung, als in seinem Studentenquartier. Ja, da er mich abgehärtet wußte, legte er sich gelegentlich, wenn er mich am Abend nicht zu Hause fand, in meinem Bette schlafen, sicher, daß ich auf meinem Sopha eben so fest wie in meinem Bette schlafen würde. Mein Vetter Vogelsang, der eine Zeit lang als Arzt auf dem Lande fungirt hatte, ließ sich jetzt als solcher in Dorpat nieder und machte mich mit dem Dr. Fählmann bekannt, den ich hoch verehren lernte. Unserem Kreise schlossen sich auch noch andere junge Gelehrte an. Brock war in unserem Kreise wohl der gebildetste. Er dichtete ganz artig und sang ausdrucksvoll zur Guitarre, blieb aber im Leben ziemlich unmundig und holte sich in seinen wichtigeren Angelegenheiten oft bei mir, dem viel Jüngeren, Rath und Unterstützung.

Selbst älter und reifer geworden, suchte ich mein Leben durch Bekanntschaft mit fremder neuerer Literatur vor Einseitigkeit zu bewahren.

Im Jahre 1833 starb auch der letzte der Brüder meines Vaters und

hinterließ mir ein kleines Vermögen, das mir die Möglichkeit gab ins Ausland zu reisen. Allein der Rector Moier, der von meinem Wunsche gehört, machte mich darauf aufmerksam, daß dies die Pensionirung meines kränklichen alten Vaters zur Folge haben würde, und Morgenstern hatte erklärt, daß er dann selbst als Bibliothekdirector abdanken müsse. Während meines Typhus hatte er sich aus Besorgniß, mich zu verlieren, oft nach meinem Befinden erkundigen lassen, und als ich, kaum genesen, ihm meinen ersten Besuch machte, war er so bestürzt und erfreut zugleich, daß er aufschrie und eine Rede, die er gerade für den Vortrag in der Aula memorirte, zur Erde warf und mit Füßen trat. Meine Reise wurde unter solchen Umständen auf Jahre hinausgeschoben, Morgenstern aber blieb mein großer Gönner, und ich habe seiner lebhaften, von Anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viele bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Correspondenz. Auch als Bibliothekdirector wußte er sich im Fall der Noth energisch zu nehmen.

---

Hier haben Anders' eigene Aufzeichnungen leider ein Ende. Ich erlaube mir einige das Vorstehende ergänzende Mittheilungen, die ich hauptsächlich den Kindern des Verstorbenen verdanke, hier anzufügen.

In den ersten Jahren seiner Bibliothekarbeit, noch vor seiner Verheirathung, machte Anders eine recht störende und quälende Krankheitsperiode durch. Er hatte sich durch anhaltendes Stehen am Schreibepult einen Schaden am Fuß zugezogen, der nicht unbedenklich war und Dr. Vogelsang veranlaßte, das erkrankte Glied zu bandagiren. Die Schmerzen waren sehr bedeutende und machten Anders auf lange Zeit das Gehen unmöglich. Aus diesem Grunde siedelte er ganz auf die Bibliothek über, seine rastlose Thätigkeit trotz der heftigen Schmerzen fortsetzend. Von dieser Zeit erzählte er gern, wie er, schlaflos in den langen Nächten daliegend, in den großen einsamen, nur von Büchern bewohnten Sälen oft gar unheimliche Töne vernahm. Bald pfliff es durch die Ritzen der Wände, bald klang es wie einzelne schwere Tritte, die in geisterhafter Weise durch die weiten Säle hallten, wenn einzelne Bücher von den Repositorien herabfielen; oder es ließ sich auch plötzlich ein heftiges erschreckendes Gepolter vernehmen, das durch Herab-

stürzen einer ganzen, zu eng gestellten Bücherreihe hervorgerufen wurde. Es war, als haufe in dem alten Gemäuer der zur Bibliothek verwandelten Ruine alles mögliche Geisterhafte. Anders bestand solche unheimliche Proben mit einem stoischen Gleichmuth, der solche Einwirkungen auf eine krankhaft erregte Phantasie standhaft zurückwies, und verharrte bis zu seiner Herstellung auf der Bibliothek, bei der endlosen Sichtung und Katalogisirung der ihm anvertrauten Materialien.

Das Jahr 1837 war für Anders ein sehr bedeutungsvolles, denn es brachte ihm die Begründung seines häuslichen Glückes. Er wurde am 23. Juli dieses Jahres in der St. Matthiaskirche in Estland durch den Prediger L. A. Wehrmann mit seiner geliebten Braut, die er seit fast zehn Jahren schon kannte und verehrte und in schönen Liedern besungen hatte, ehelich verbunden.

Schon lange war es Anders' Wunsch gewesen, eine Reise ins Ausland zu machen; es hatte sich dies aber, wie wir aus den „Erinnerungen“ gesehen haben, zuerst nicht gestalten wollen, da die Verhältnisse, vor Allem die Rücksicht auf den alternden Vater es nicht gestatteten. Einige Jahre nach seiner Verheirathung aber sollte ihm dieser Wunsch erfüllt werden, und zwar in der denkbar schönsten und befriedigendsten Weise. Er machte in Begleitung seiner jungen Frau zu Anfang der 40er Jahre eine längere, sehr genussreiche Reise ins Ausland und insbesondere auch nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht. Für diese Reise bereitete er sich sorgfältig vor und erlernte eigens dazu die italienische Sprache. Im Verlaufe derselben hatte er das Glück, verschiedene interessante und bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen, so z. B. Gottfried Kinkel, Barnhagen van Ense, den Musiker Strauß u. A. Ein Zufall führte ihn mit dem norwegischen Professor Nordström zusammen, in dessen Gesellschaft er die ganze Reise durch Italien ausführte. Von dieser Reise und ihren mannigfachen Erlebnissen erzählte er gern und gedachte dabei in dankbarer Erinnerung des norwegischen Freundes.

Erst viel später, als Mann von 70 Jahren, machte Anders noch eine zweite Reise ins Ausland und hat dieselbe, bei völlig ungeschwächten Kräften des Körpers und Geistes, mit der ihm eigenen Fähigkeit, jeden schönen und bedeutenden Eindruck in sich aufzunehmen, voll genossen.

Aus Italien heimgekehrt, widmete Anders sich wieder mit allem Eifer den gewohnten Arbeiten und Studien und, als seine Kinder heranwuchsen, auch dem Unterrichte dieser. Seine Töchter hat er ganz und größtentheils persönlich zu Hause unterrichtet; seine Söhne wenigstens in den ersten Jahren, bevor sie in die öffentliche Schule traten; und auch nachher behielt er wenigstens einen Theil des Unterrichts in seiner Hand. Die eigenthüm-

liche Art seines Unterrichts und die seltene Liebe, die er für denselben hatte, gehören sehr wesentlich mit zur Charakteristik seiner Persönlichkeit. Ueber diesen Punkt verdanke ich dem jüngeren Sohne, dem Dr. med. Ernst Anders in St. Petersburg, eine interessante Schilderung, die ich mir erlaube hierher zu setzen.

„Ich spreche“ — schreibt er — „als sein Schüler, der, auf ein gutes Stück Leben zurückblickend, wohl zu schätzen im Stande ist, was ihm einst als Kind geboten wurde. Das nackte Skelett des Wissens, wie es sich in Grammatik, Formenlehre, Chronologie u. dgl. zusammendrängt, in einer ganz eigenthümlichen Weise Allem zu Grunde legend, mußte er doch dasjenige nicht zum Hauptgegenstande des Unterrichts zu machen. Wir bekamen selten ein Lehrbuch in die Hand, lernten vielmehr Sprachen, Geographie, Geschichte und besonders Literatur von seinen Lippen. Geographie wurde an Karte und Globus, Geschichte an der Hand von Büchern vorgetragen, die wir jedoch, wie gesagt, selbst kaum in die Hand bekamen. Besonders war es die wundervoll fesselnde, das Gemüth bewegende Art der Sprache, welche die Aufmerksamkeit fing. Man fühlte, daß er selbst ergriffen war, weshalb das, was von Herzen kam, auch zu Herzen ging. Es war nicht die Thatsache an sich, die in der griechischen Sage gelehrt und in der nächsten Stunde abverlangt wurde, — er wob in den Gegenstand hinein, was eine bestimmte Stimmung, die lange fortzuklingen hatte, hervorzurufen im Stande war. Die Erzählung des trojanischen Krieges wurde durch die bis zu Thränen rührende Declamation von Schillers Gedicht „Hektors Abschied“ unterbrochen, an die Göttersage wurden „die Götter Griechenlands“ angeknüpft, die Geschichte des Tyrannen Dionys war längst durch Schillers „Bürgschaft“ von Interesse u. dgl. m. — Er hatte das Princip, was ihm Andere zum Vorwurfe machten, durch die ausdrucksvolle Lectüre einer Dichtung über das Verständniß hinaus oft nur zum Gemüthe zu sprechen. Aber der Reim war gepflanzt, der nur gepflanzt zu werden brauchte, um, wenn auch langsam, desto sicherer zu treiben. Ich bekenne, daß ich das, was ich damals in so sehr frühem Stadium gelernt, bis zur Stunde nicht vergessen habe. — Es kamen ganze Vormittage vor, an denen mein Vater uns nur vorlas, erläuterte, mit einer von Ergriffensein etwas zitternden Stimme in seiner wundervollen Weise declamirte und uns nur von Zeit zu Zeit etwas wiederholen ließ. Wen schauderte es nicht beim Auftreten der Erinnyen in den „Kranichen des Jbylus“, wer war nicht tief in seinem kindlichen Gemüth erschüttert durch den Schluß der „Bürgschaft“ — und doch war es im Grunde zunächst nur die Musik der Verse, die so eigenthümlich anzog. Noch jetzt kann ich mir gewisse Gedichte von Goethe, wie: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, „O gieb vom weichen Pfühle“ u. a., nur mit der Ausdrucksweise

meines Vaters vergegenwärtigen. Längst vor dem vollen Verständniß wurden uns die klassischen Dramen vorgeführt, und längst vor wirklichem Begreifen vergossen wir Thränen beim Tode von Götz und Egmont. Der Geist war aber gespannt, bei weiterer Entwicklung in dasjenige später einzudringen, was bisher nur mit dem Gemüthe aufgenommen war."

Ein für Anders sehr charakteristischer Zug in dieser interessanten und ansprechenden Schilderung ist die tiefe, bis zu Thränen gehende Ergriffenheit und Bewegtheit bei der Lectüre bedeutender Dichtungen. Hier zeigt er sich als echter Sohn der Empfindsamkeitsperiode von ihrer besten Seite, der tiefen Empfindung und Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Dichtung. Zufolge einer Mittheilung seiner jüngeren Tochter zeigten alle seine Lieblingsbücher Spuren von Thränen. Er schämte sich derselben nicht, sondern führte gern das geistreiche Wort an, daß an der Dichtung nichts wahr sei, als die Thräne, die sie entlocke. Mit dieser starken Eindrucksfähigkeit und einem so überaus lebhaften poetischen Empfinden verband er aber in sehr eigenthümlicher Weise die größte, ja fast pedantische wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit. Eine ungenaue Angabe empörte ihn geradezu, und er nannte sie ärgerlich „einen dummen Unsinn“. In fremden Sprachen las er stets laut, der Aussprache wegen, und hatte stets ein Lexikon neben sich liegen, in welchem er jedes Wort, dessen Ursprung und Bedeutung nicht ganz klar war, nachschlug; was ihn aber nicht hinderte, zugleich aufs Tiefste bei seiner Lectüre bewegt zu sein. Man könnte sagen: während er mit der einen Hand sich die Thräne aus der Wimper wischte, blätterte er schon mit der anderen im Lexikon, um über gewisse sprachliche Details sich gründlich zu informiren. So vertrug sich auch die pedantische Correctheit bei Ausführung seiner bibliothekarischen Arbeiten sehr wohl mit seiner poetisch und empfindsam angelegten Natur.

Da Anders jeder Zeit von irgend einer Sache ganz eingenommen und mit seinen Gedanken darüber beschäftigt war, achtete er häufig nicht auf nächste Umgebung und Außenwelt und zeichnete sich durch Mangel an Ortsinn und Zerstreutheit aus. Nach Beendigung einer Mahlzeit wußte er in der Regel nicht, was für Speisen und Getränke er genossen, so wenig kümmerte er sich darum; ja es kam vor, daß er sich erkundigte, ob man wohl schon gegessen habe, und bei einer bejahenden Antwort ruhig an seine Arbeit ging. Seine große Zerstreutheit gab oft Anlaß zu komischen Scenen. Die dann erfolgenden Neckereien seiner Freunde nahm er aber stets in der jovialsten Weise auf, indem er gern Goethes Wort anführte: „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten.“ Auch tröstete er sich gern mit einem hübschen Ausspruch des bekannten Astronomen und ehemaligen dorpater Professors Mädler, der einst, als ihm

phänomenale Zerstreuung vorgeworfen wurde, gesagt haben soll: „Sie nennen das Zerstreuung, ich nenne es Concentration.“

Als Beispiel mag hier eine hübsche Scene, bei welcher auch der berühmte Carl Ernst von Baer eine Rolle spielt, nach der Mittheilung des Dr. med. Ernst Anders eine Stelle finden: „Der alte Baer hatte einstmals lange bei meinem Vater geseßen und sich über Materialien unterhalten, welche er von der Bibliothek zu beziehen hoffte. Ich hörte aus dem Nebenzimmer der sehr eingehenden Unterhaltung der beiden alten Herren zu. Endlich erhoben sie sich. Im Vorzimmer fuhren sie beide über einen in seinen Dimensionen viel zu kleinen Paletot eines Halbwüchsigen her, den sie unter vielen Kleidungsstücken aussuchten. Diesen wollte der alte Baer unter eifriger Assistentz meines Vaters durchaus als den seinigen anziehen, wobei sie unablässig weiter redeten. Sie gaben diese Versuche erst auf, als sie von anderer Seite auf das Unmögliche ihres Unternehmens aufmerksam gemacht wurden.“

Als Anders im Jahre 1871 aus dem Amte schied, wurde ihm in einem besonderen Schreiben der Dank des Universitätsconseils ausgesprochen „für den während seines mehr als 45jährigen Dienstes stets bewiesenen unermüdblichen Fleiß, die ungewöhnliche Ordnungsliebe, umfassende Geschäftsfenntniß und musterhafte Pflichttreue, sowie für Alles, wodurch er zur zweckmäßigen Vermehrung und bequemeren Benutzung der Schätze der ihm anvertrauten Bibliothek beigetragen“

Ueber Anders' letzte Lebensjahre, die er, wie früher erwähnt, theils auf dem Stenbockschen Gute Rolf in Estland, theils in St. Petersburg im Kreise seiner Kinder zubrachte, seien hier noch einige Nachrichten mitgetheilt, die ich hauptsächlich der jüngeren Tochter des Verstorbenen, Frau Dr. Clara Wiedemann in St. Petersburg, verdanke.

Fast bis zu seinem letzten Lebenstage war Anders von seltener Geistesfrische, von immer sich gleich bleibender Heiterkeit und Freundlichkeit. Was in früheren Jahren ihn bisweilen verstimmt und gereizt, Dinge des praktischen Lebens, Geldangelegenheiten u. dgl., das ließ er sich in der letzten Zeit gern aus der Hand nehmen und faßte alle Verdrießlichkeiten von der humoristischen Seite auf, was das Zusammenleben leicht und angenehm machte. Geist und Empfindung blieben elastisch und vielseitig bis zuletzt, so daß er z. B. mit der innigsten Rührung seinen Großkindern „Karl und Marie“ vorlesen konnte, jedes Wort klar und deutlich betonend, während ihm die hellen Thränen in den Augen standen, und vielleicht eine Stunde darauf vertieft war in den Homer, den er im griechischen Urtext wieder und wieder las.

Ihm wurde die Freude zu Theil, nachdem seine eigenen Kinder lange erwachsen waren und er alle Privatstunden aufgegeben hatte, seine Großöhne,

die Kinder seiner Tochter, der Gräfin Stenbock in Koll, zu unterrichten. Das Landleben in seiner Eintönigkeit belebte er sich durch sein unermüdliches ausdrucksvolles Vorlesen, womit er sich und Anderen viele angenehme Stunden bereitere. Eine herzliche Freundschaft verband ihn mit seinem Schwager, dem alten Grafen Magnus Stenbock, der zu jener Zeit noch als Majoratsherr in Koll lebte. Anders achtete, liebte und verehrte diesen, wurde aber nicht müde, mit ihm, dem alten Militär und Vertreter einer ganz anderen Geistesrichtung, bald im Scherz, bald im Ernst über den Werth des Studiums der alten Sprachen zu streiten.

Die trüben Erfahrungen, die er im Leben gemacht, alle die Male, wo ihm eine Gutthat mit schönem Undank gelohnt worden, davon hatte er wohl früher erzählt; auf seinem Sterbelager war dies Alles aus seinem Gedächtniß verwischt: „Ich weiß mich nur auf Gutes zu besinnen, sagte er; mir hat nie Jemand Böses gethan.“

Bis wenige Wochen vor seinem Tode las er die feinste Schrift ohne Brille; dann verlor er plötzlich die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben. Ein tief schmerzlicher Augenblick war es, als er die Feder absetzte, weil er die volle Einsicht hatte, nicht mehr schreiben zu können. „Mein Gott, auch das nicht mehr!“ seufzte er, trug es aber mit bewundernswerther Geduld.

Die große körperliche Gebrechlichkeit und Hilflosigkeit der letzten Zeit war ihm eine schwere Prüfung, doch auch hier verließen ihn seine geistige Frische und sein Humor nicht. Während man ihm mühsam die Stiefel auszog, sprach er auf das Angeregteste über Hamlet und scherzte über die eigene Unbeholfenheit. Mührend war seine Fügsamkeit. Er, der sein ganzes Leben lang männlich stark dagestanden, legte alle Bestimmungen in die Hände seiner Kinder. „Ihr werdet schon wissen, was mir gut ist,“ sagte er.

Bis fast zuletzt war er vollkommen klaren Geistes. Eine Woche vor seinem Tode folgte er mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Vorlesen eines Aufsatzes von Victor Hegn. Auch seine große Correctheit blieb ihm bis zuletzt treu: noch an einem seiner letzten Lebensstage machte er seine Umgebung auf einen Sprachfehler aufmerksam.

In seinen letzten Tagen sprach er laut alle seine Gedanken aus, und schön und erhebend war es, ihm zuzuhören. Alles Irdische war gleichsam von ihm abgefallen; ihm waren Zeiteintheilung, Erfordernisse des täglichen Lebens u. s. w. gleichgiltig geworden, und er verwechselte bisweilen Lebende und Verstorbene; aber Geist und Seele waren auf der Höhe. Er sprach viel vom Tode und vom künftigen Leben. Einem seiner Kinder, das den Wunsch aussprach, ihn keiner anderen Hand anzuvertrauen, antwortete er: „In Gottes Hand wirfst du mich doch gerne legen.“

Sein Ende war still und friedlich. Er starb an den Folgen wieder-



holter Schlaganfälle im Hause seiner Tochter Wiedemann. Um sein Sterbett standen seine vier Kinderpaare. Die irdische Hülle des Entschlafenen wurde am 16. April d. J. 1887 auf dem Friedhofe von Kusal, dem Kirchspiele, zu welchem das Stenbocksche Majorat Kolt gehört, an der Seite seiner Frau zur ewigen Ruhe in den stillen Erdenchooß gebettet.

Wir aber wollen sein Bild in Ehren halten und des edlen, vortrefflichen Mannes in Liebe und Dankbarkeit eingedenk bleiben.



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)